<36622282320011 S

<36622282320011

Bayer. Staatsbibliothek

P. Lat. 1925 d
Thomas (Aq.
Sec XIII. 1248
Phg Pg. 2750.

Des

Heiligen Thomas von Aquin wahre Staatskunst,

Oder:

Zwey Bücher von der Herrschaft der Fürsten, an den König von Cypern.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Mit Erlaubniß der Obern.

Augsburg,
Im Verlag bey Joseph Wolff. 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Approbatio Censoris.

Opusculum sub Titulo: Wahre Staats-kunst, oder Herrschaft der Fürsten, ex latino in linguam vernaculam translatum, lucem publicam in hac editione ad majorem legentium usum & utilitatem meretur. Ex Vicariatu Augustano die 22. Julii, 1772.

Joannes Herz,
SS. Theol. Licent. Reverendiss. ac Sereniss. Archiep. Trevir. & Episc. August. Consil. Eccl. Fiscalis, Visitator Diœcesis, & Canon. Eccles. Colleg. ad S. Gertrudem, Provicarius Generalis.

)(2

Vorrede des Uebersetzers.

Die Gewohnheit Bücher aus ihrer Grundsprache in andere zu übersetzen, mag etwa nicht viel jünger seyn, als die Gewohnheit Bücher zu schreiben selbsten. Die weltbekannte Arbeit der siebenzig Dolmetscher giebt

giebt uns hievon ein würdigstes Beyspiel vom grauesten Alterthume. Ohne allen Zweifel ist es eine löbliche Beschäfftigung der Nächstenliebe, gute Schriften vorzüglicher Männer seinen Landesleuten durch die Uebersetzung brauchbar zu machen. Nur dieses allein wäre zum vollkommnen Lobe dieser nützlichen Gewohnheit noch zu wünschen, daß sich immerzu wohlfähige Köpfe mit dergleichen Arbeiten Verdienste machten. Die Frucht hievon würde diese seyn, daß

sich zur allgemeinen Wohlfahrt die guten Uebersetzungen tauglichst vermehrten, die allzuvielen theils übereilten, theils hauptsächlich nur eines frischen Namen wegen so betitelten neuen Schriften, heilsamst verminderten, ohne doch hiedurch weder von den kernhaften Ueberbleibseln des Alterthumes einen Ueberfluß, weder an den nutzbaren Nachträgen unserer Zeiten einen Mangel zu fühlen.

Ich liefere hier eine Uebersetzung der Schriften des heiligen Tho-

Thomas Aquin von der Herrschaft der Fürsten. Unter den gedruckten Werken dieses englischen Lehrers sind vier Bücher von diesem Gegenstande zu finden: aber er schrieb nur die ersten zwey: und auch das zweyte ließ ihn sein frühzeitiger Tod nicht mehr vollenden. Ptolomäus von Luka, Bartholomäus Logotheta, Bernhard Guidons, Pignotus, Valleoletanus, Nikolaus Trivetus und der heilige Antonin, als die älteren, und beynahe gleichzeitigen Zeugen,

schreiben diese Arbeit dem heiligen Thomas zu. Johann von Columna berichtet, daß er dieses Werk nicht gänzlich vollendet habe, und die ältern Handschriften, wie die römischen bey Paulus Erigenius, die Pariserische aus dem Genofäanischen Büchersaale enden sich bey den Worten des vierten Hauptstückes im zweyten Buche: Oportunum est in conversatione humana modicum delectationis quasi pro condimento habere, ut animus hominum recreetur. Die Viktori-

torinische zu Venedig höret im fünften Hauptstücke eben dieses Buches auf mit den Worten: diffusius documentum tradit. Die alte Handschrift in der Büchersammlung eines hochwürdigsten gnädigen hohen Domkapitels zu Augsburg, hat zwar die zwey ersten Bücher im Ganzen, doch mangeln die zwey letzten, zu einem Beweise, daß diese letztere ganz sicher einen jüngern Sammler oder Verfasser haben. Die Medicäische zu Florenz meldet bey Echard, daß Ptolomäus

von Luka diese Schriften des heiligen Lehrers gänzlich vollendet habe. Eben dieser Echard aber, welcher Hugo den dritten für jenen in der Aufschrift benannten König von Cypern hält, giebt auch besagtem Ptolomäus für den Urheber des dritten und vierten Buches an. Wer Lust hat, mag sich hierüber aus der Abhandlung Bernhards Maria de Rubeis im zwanzigsten Bande der neueren Venetianer Auflage von des heiligen Thomas gesammelten Werken, woraus ich auch

Gegenwärtiges gezogen habe, belehren lassen. Sicher ist, daß man schon in der Fortsetzung des zweyten Buches nach dem fünften Hauptstücke, auch ohne allen prophetischen Geist, einen andern Verfasser, als den großen Thomas ersehen könne. Und wer den Ueberschuß im Lateine gelesen hat, der wird verstehen, warum ich meine Verdeutschung mit dem Ende des zweyten Buches beschlossen habe.

Wird diese Uebersetzung gut ausgefallen seyn, so wird mir niemand

niemand meine Mühe verargen, und der erleuchte Verfasser wird sie mir selbsten zu guten halten. Einer meiner werthesten Freunde gab mir hiezu Anlaß: und der Trieb der Nächstenliebe beförderte meine Beschäfftigung. Gute Grundsätze, von welch immer nützlichen Gegenständen, verdienen um so mehr zum allgemeinen Gebrauche in andern Sprachen verbreitet zu werden, wie schläfriger man nach und nach anfängt, sie in ihrem lateinischen Tone nachzulesen. Thomas war ein

Lehrer

Lehrer, welcher für alle Stände, und von jedem Gegenstande richtig, zu schreiben wußte. Man wird in emsiger Durchblätterung dieser Schriften überzeuget werden, daß unsern Vorältern eine gesunde Staatslehre nicht unbekannt gewesen sey. Man wird erkennen, daß auch die Schriften heiliger Männer für tauglichste Grundregeln in diesem Fache gelesen werden können. Die Unterthanen können in manchen Fällen überwiesen werden, daß es nur eine unvernünftige Schmäh-

sucht wider die Beherrschung und die Beherrscher war, was sie für billige Klagen hielten. Die Höflinge werden schriftmäßige Vorschläge, gedeihliche Entwürfe und heilsame Räthe zum gemeinen Besten entdecken. Die geheiligten Statthalter GOttes auf dieser Erde, die Beherrscher selbsten werden mit vielem Vergnügen die sichersten Begriffe von jenem wichtigsten Gegenstande der Staatskunst anmerken, welche sonst so selten entweder ohne Schmäucheley oder ohne

Schmähgeiste behandelt wird: alle diese drey Gattungen werden und können dem so heiligen als gelehrten Verfasser dieses Werkes jenen bekannten Lobspruch beylegen: Bene scripsisti de me Thoma! **Thomas, du hast von uns gut geschrieben.** Das einzige, was alle und jede bedauren werden, wird dieses seyn, daß der voreilige Tod die englische Feder eher ausgeschlungen habe, als dieselbe ihr ganzes Vorhaben durch alle Hauptstücke bis auf den letzten

Buchstab ausgeschrieben hat; denn obschon Ptolomäus, wie Bernhard de Rubeis muthmaßet, die Lücke mit den vorgefundenen Anmerkungszetteln des Verfassers auszugleichen bemühet war, konnte er doch das Verlangen nach dem lehrvollen Ueberflusse und bündigsten Zusammenhange der trefflichen Schreibart des heiligen Thomas nicht in allen Stücken ersättigen. Ich schreite also zum Werke selbsten.

Inhalt des Werkes.

Da ich bey mir überlegte, was ich Euer Königlichen Hoheit darbiethen sollte, welches Ihrer Größe würdig, und zugleich meinem Stande und Amte angemessen wäre, fiel mir bey, es würde die schicklichste Gabe seyn, wenn ich ein Buch von der königlichen Herrschaft schrieb, in welchem ich sowohl den Ursprung der königlichen Herrschaft, als jenes, was zu dem Amte eines Königs gehört, der Vorschrift des göttlichen Wortes, der Lehre der Weltweisen und den Beyspielen der berühmtesten Fürsten gemäß, nach meiner Fähigkeit emsig erörterte. Ich erwarte den Anfang, die Fortsetzung und die Vollendung dieses Werkes von dem Beystande desjenigen, welcher der König der Könige, der Herr der Heerschaaren, durch welchen die Könige herrschen, welcher Gott der große Herr, und der große König über alle Götter ist.

Erstes Buch.

Erstes Hauptstück.

Es ist nothwendig, daß die gesellschaftlich lebende Menschen von jemand emsig beherrschet werden.

Es geziemet sich, daß wir unserm Zwecke nach den Anfang von der Erklärung desjenigen machen, was unter dem Namen eines Königs zu verstehen sey. Nun ist es außer allen Zweifel, daß in allen Dingen, welche zu einem gewissen Ziele gerichtet werden, wenn man selbe doch auf diese oder eine andere Weise behandeln kann, ein Anführer nothwendig sey, durch welchen das gehörige Ziel schnurgerade erreichet werde. Ein Schiff, welches sich nach dem Anlaufen verschiedener Winde auch verschieden herumdrehen muß, würde sein Ziel niemal erreichen, wenn es nicht durch den emsigen Steuermann zum Porte geleitet würde. Was den Menschen betrift, ist es auch gewiß, daß er ein vorgestecktes Ziel habe, nach welchem sein Leben und alle seine Handlungen

gen trachten. Er ist ein Wesen, welches durch die Vernunft wirket: und als ein solches muß er unstrittig einem sichern Ziele zu Liebe handeln. Allein es trägt sich auch bey den Menschen zu, daß sie auf verschiedene Weise nach ihrem vorgesetzten Ziele trachten: ihre verschiedene Beschäfftigungen und Handlungen überzeugen uns hiervon. Folglich bedarf auch der Mensch eines Anführers zu seinem Ziele.

Freylich ist jedem Menschen das natürliche Vernunftslicht angebohren, durch welches er in seinen Handlungen zu seinem Ziele geleitet werden soll: und ja, wenn der Mensch zu diesem geschaffen wäre, einzeln, wie viele Thiere, zu leben, so wäre er keines weitern Führers nach seinem Ziele mehr bedürftig; ein jeglicher würde unter GOtt dem höchsten Könige sein eigener König seyn, in wie weit er sich durch jenes von GOtt erhaltene Vernunftslicht in seinen Handlungen selbst anleiten würde. Jedennoch die natürliche Nothwendigkeit belehret uns, daß der Mensch von Natur aus ein gesellschaftliches, politisch- oder staatisches, und noch über dieses, daß er in einer Men-

ge, mehrer als alle andere Thiere, beysammen lebe, erschaffenes Thier sey. Denn, da die Natur andern Thieren ihre Nahrung vorbereitet, ihnen die Haare zur Bedeckung, zur Vertheidigung Zähne, Hörner, Klauen, oder wenigstens die Geschwindigkeit zur Flucht mitgetheilet hat, ist es der Mensch allein, den die Natur in diesem allen verlassen, und ihm nur die einzige Vernunft gegeben hat, durch welche er sich alles dieses mit Beyhülfe seiner Hände verschaffen möchte, obwohl ein einziger Mensch allein nicht im Stande ist, sich mit allen diesen zu versehen: weswegen sich auch ein Mensch durch sich allein in seinem Leben nicht hinlänglich fortbringen könnte. Woraus dann klar zu ersehen ist, daß es die Gesinnung der Natur selbsten sey, daß der Mensch in einer Gesellschaft von vielen lebe.

Ferner sieht man, daß andre Thiere einen natürlichen Trieb über jenes fühlen, was ihnen nützlich oder schädlich ist. Zum Beyspiele: das Lamm hält den Wolf aus natürlichem Triebe für seinen Feind. Eben aus einem natürlichen Triebe vermerken etwelche Thiere einige heilbare Kräu-

ter,

ter, und andere ihres Lebens Nothwendigkeiten. Der Mensch hat nur überhaupt ein natürliches Kenntniß von jenen Sachen, welche zu seinem Leben nothwendig sind, daß er so zu sagen, durch die Vernunft nur in den Stand gesetzet ist, aus allgemeinen Grundsätzen zu dem Erkenntnisse seiner Lebensnothdürfte in einzelnen und sonderheitlichen Dingen fortzuschreiten. Weil es aber nicht möglich ist, daß ein einziger Mensch durch seine Vernunft alle diese Dinge entwickle, so folget sonnenklar, daß es ihm nothwendig sey, daß er in einer Menge lebe, damit einer von dem andern Beyhülfe erhalte, und verschiedene verschiedenen Erfindungen durch ihre Vernunft nachsinnen, sofort einer der Arzneykunst, ein anderer diesem, und wiederum ein anderer jenem obliege.

Endlich beredet uns auch hierüber deutlichst dieses, daß es dem Menschen eigenthümlich ist, sich der Sprache zu bedienen, wodurch einer dem andern seine Gemüthsgesinnungen vollkommen erklären kann; denn da andre Thiere ihre Leidenschaften nur unentscheidlich, oder durch eine allgemeine Art gegeneinander bezeigen, wie der Hund

den Zorn durch das Bellen, und andere Thiere durch verschiedene Weisen; so folgert man, daß der Mensch weit fähiger sey, gegen andere mittheilig zu seyn, und sich zu erklären, als immer ein anders aus allen jenen Thieren, welche man zusammen gesellig nennet, wie die Kranich, die Ameise, die Biene. Und in dieser Betrachtung spricht Salomon in seinem Ecclesiaste: **Es ist besser, daß zween beysammen seyn, als daß einer allein sey; denn sie haben den Nutzen der gegenseitigen Gesellschaft.** (a)

Wenn es aber dem Menschen aus seiner Natur zukömmt, daß er in Gesellschaft vieler lebe, so ist es auch nothwendig, daß unter den Menschen etwas sey, durch welches die Menge beherrschet werde. Würden viele Menschen beysammen seyn, und jeglicher, was ihm tauglich ist, suchen, so würde die Menge sich verschiedentlich zerstreuen, wenn nicht jemand unter ihnen wäre, welchem jenes zu besorgen obläge, was das Beste der ganzen Menge insgesammt betrift; denn auf gleiche Weise

(a) Die gemeine Schriftdollmetschung schreibet: ihrer Gesellschaft. Im 4. Hauptst. 9. Vers.

se würde auch der menschliche, und eines jeden Thiers Körper zerfallen, wenn sich nicht in selbem eine allgemeine herrschende Kraft befänd, welche sich das gemeinsame Beste aller Glieder zum Ziele setzte. Salomon, da er dieses erwägt, schreibet in seinen Sprüchwörtern: **Wo kein Herrscher ist, wird das Volk zerstreuet werden.** (b) Es ist dieses ganz begreiflich; denn es ist nicht eben eines: eigenthümlich seyn, und allgemein seyn. In dem Eigenthümlichen ist man zerschieden, in dem Allgemeinen kömmt man zusammen. Da nun verschiedene Wirkungen auch verschiedene Triebfedern erfordern, so ist nothwendig, daß neben diesem, was jeden zu seinem eigenen Besten antreibt, noch etwas anderes sey, was zu dem allgemeinen Besten vieler zusammen betreibt. Und dessentwegen findet sich in allen jenen Dingen, welche in ein Ganzes zusammen geordnet werden, etwas, wodurch das andere beherrschet und geleitet wird. In der Allheit der Körper werden die übrigen durch den ersten, den himmlischen

(b) Die gemeine Dollmetschung: **wird das Volk zerfallen.** Im 11. Hauptst. 14. v.

schen nämlich, nach der gesetzten Ordnung der göttlichen Vorsichtigkeit: und alle körperliche Dinge durch das vernünftige Geschöpf beherrschet. Auch in dem einzeln Menschen beherrschet die Seele den Leib: und unter den Fähigkeiten der Seele selbsten werden die zürnende und die begierende durch die vernünftige geleitet; unter den Gliedern aber des Leibes ist wiederum eines das fürtrefflichste, welches alle beweget, entweder das Herz oder das Haupt: folglich ist es nothwendig, daß es in einer jeglichen Menge ein herrschendes Wesen gebe.

Indessen kann es sich fügen, daß es in einigen Dingen, welche zu einem Ziele geordnet werden, ächt oder unächt zugehe; weswegen es auch eine ächte und unächte Beherrschung einer Menge giebt. Jede Sache wird ächt geleitet, wenn sie zu ihrem geziemenden Zwecke geführet wird; unächt aber, wenn man sie zu einem unanständigen verleitet. Es muß aber auch erwogen werden, daß ein anderes Ziel für eine Menge freyer Leute, und ein anderes für eine Menge Knechte anständig sey. Ein Freyer ist jener, welcher seiner wegen

gen selbsten ist: ein Knecht derjenige, welcher dieses, was er ist, eines andern wegen ist. Wird nun eine Menge freyer Leute von einem Herrscher zum allgemeinen Besten seiner, der Menge, selbsten geleitet, so wird diese Beherrschung ächt und gerecht seyn, wie sie sich auf freye Leute geziemet. Entgegen wenn die Beherrschung nicht zum allgemeinen Besten der Gemeinde, sondern zu seinem, des Herrschers, eigenen und sonderheitlichen Nutzen abgeleitet wird, so wird sie eine ungerechte, unächte, und eine solche seyn, worüber der HErr derley Herrschern bey Ezechiel (c) mit diesen Worten dräuet: **Wehe den Hirten, welche sich selbst weideten, da sie ihren eigenen Nutzen suchten. Werden dann nicht die Heerden von den Hirten geweidet?** .. Nämlich die Hirten müssen das Beste der Heerden, und jede Herrscher das Beste der ihnen untergebenen Menge suchen.

Uebrigens vertheilet sich eine ungerechte Beherrschung in diese Gattungen. Wenn die ungerechte Beherrschung von einem allein vertretten

(c) Im 34. Hauptst. 2. v.

wird, welcher seine Vortheile, und nicht das Beste der ihm untergebenen Menge hierinn suchet, wird ein solcher Herrscher ein Tyrann, oder ein gewaltthätiger Herrscher, von dem Worte, Stärke oder Gewalt, her genennet, weil er nämlich durch Macht und Gewalt, und nicht durch Gerechtigkeit herrschet: dieses ist die Ursache, warum die Alten jeden Mächtigen oder Gewaltigen Tyrann geheißen haben. Wird aber die ungerechte Beherrschung nicht durch einen allein, sondern durch mehrere, doch aber wenige verwaltet, nennet man sie eine Oligarchie, oder eine Herrschung weniger, wenn nämlich wenige den Pöbel des Reichthums wegen unterdrücken, in welchem Falle sie sich nur durch ihre Mehrheit von einem Tyrannen oder gewaltthätigen Herrscher entscheiden. Endlich wenn viele die ungerechte Beherrschung unter sich haben, ist dieses eine Demokratie, oder die Volkherrschung, in welcher der Pöbel durch die Macht seiner Menge die Reichen verschlinget, daß solchem nach das Volk im gemeinen zusammen für einen einzigen Tyrann oder gewaltthätigen Herrscher gelten mag.

Auf gleiche Weise muß auch eine gerechte Beherrschung zergliedert werden. Dieß heißt man ein gemeines Wesen (Republik) wenn sie durch eine Menge versehen wird, nämlich wenn die Menge der Krieger eine Stadt oder ein Land beherrschet. Versehen selbe wenige aber tugendhafte Männer, so ist sie eine Aristokratie, das ist, eine Herrschung der besten; weswegen auch diese Herrscher Optimaten, oder die Besten genennet werden. Wenn aber endlich die Beherrschung unter einem allein steht, wird dieser eigentlich ein König genennet. Mein Diener David der König, spricht der HErr bey Ezechiel, (d) wird über alle seyn, und er wird ein einziger Hirt ihrer allen seyn. Aus welchen Worten klar zu ersehen, daß es von der Wesenheit eines Königs sey, daß er ein einziger sey, der vorstehe: und daß er ein Hirt sey, der das allgemeine Beste der ganzen Menge, und nicht seinen eigenen Vortheil suche.

Aus jenem aber, daß es dem Menschen anständig sey in einer Menge zu leben, weil er, wenn

(d) 37. Hauptst. 24. v.

wenn er einzeln und allein lebte, nicht im Stande wäre, sich mit allen Lebensnothwendigkeiten genugsam zu versehen, wird auch dieses gefolgert, daß eine Gesellschaft um so vollkommener sey, wie hinlänglicher fähig sie seyn wird, sich durch sich selbsten die Lebensnothwendigkeiten anzuschaffen. Und also hat es zwar auch bey einer Versammlung eines einzigen Hauses einige hinlängliche Fähigkeit, sich die Lebensnothdürften zu verschaffen: nämlich, was die natürlichen Handlungen der Ernährung und Erzeugung der Kinder und dergleichen betrift. Ich sage aber, nur einige Hinlänglichkeit, nämlich auf einen Gegenstand, und was etwa eine einzige Kunst oder Handwerk belanget. Entgegen in einer Stadt, welche eine vollkommene Gemeinde ausmacht, findet sich eine hinlängliche Fähigkeit für alle Lebensnothdürften zu sorgen: und noch mehrer in einem ganzen Lande, wegen der Nothwendigkeit sich miteinander zu verfechten, und mit wechselweiser Beyhülfe sich wider die Feinde zu beschützen. Dessentwegen wird auch derjenige, welcher eine vollkommene Gemeinde, nämlich eine Stadt oder ein Land beherr-

beherrschet, mit dem gemeinen Namen ein König genennet; jenen aber, welcher nur ein Haus beherrschet, nennet man keinen König, sondern einen Hausvater, obwohlen wegen einiger Gleichheit, so dieser mit einem Könige hat, auch die Könige zuweilen Väter der Völker genennet werden.

Aus diesem also ist erwiesen, daß derjenige ein König sey, welcher eine Menge einer Stadt oder eines Landes, und diese zwar wegen dem gemeinsamen Besten beherrschet. Hierüber spricht Salomon in seinem Ecclesiaste: **Der König gebeuth über die ganze unterthänige Erde.** (e)

Zweytes Hauptstück.

Es ist nützlicher, daß eine Menge beysammen lebender Menschen von einem allein, als von mehrern zugleich beherrschet werde.

Da wir nun dieses vorläufig erörteret haben, kann man jetzt untersuchen, ob es einem Lande oder einer Stadt nützlicher sey, wenn sie von meh-

(e) 5. Hauptst. 8. v.

mehreren, oder wenn sie von einem beherrschet werden, welches sich aus dem Ziele und Ende der Beherrschung selbst ermessen läßt.

Die Absicht eines jeglichen Herrschers muß dahin zielen, daß er das Wohl desjenigen, was er zu beherrschen auf sich genommen hat, besorge. Der Steuermann ist verpflichtet, das Schiff wider die Gefahren auf dem Meere zu schützen, und unbeschädiget an den Port zu liefern. Nun aber beruhet das Beste und die Wohlfahrt einer vergesellschafteten Menge in diesem, daß ihre Einigkeit, welche man den Frieden nennet, erhalten werde: ist diese weg, so verliehrt sich alle Nutzbarkeit des gesellschaftlichen Leben. Ja eine Menge, welche wider einander uneinig ist, wird sich selbst zur Last. Es siehet also ein Herrscher leicht ein, wohin er sein Augenmerk hauptsächlich wenden müsse: nämlich auf die Erhaltung der Einigkeit des Friedens. Deswegen wäre es gar nicht klug, wenn ein Herrscher über dieses rathschlagen wollte, ob er in der ihm untergebenen Menge Friede verschaffen solle; denn welcher Arzt berathschlägt sich über dieses, ob er

den ihm anvertrauten Kranken heilen soll? Niemand berathschlägt sich über den Zweck, nach welchem er trachten muß, sondern nur über jene Mittel, durch welche er zum benöthigten Zwecke gelangen könne? Auf diese Weise spricht auch der Apostel, da er den Ephesern mit diesen Worten die Einigkeit einbindet: **Seyd emsig daran, die Einigkeit des Geistes in dem Bande des Frieden zu erhalten.** (f) Es wird deswegen eine Beherrschung um so nützlicher seyn, wie kräftiger selbe ist, die Einigkeit des Friedens zu erhalten; denn wir nennen doch jenes das nützlichere, was zum Zwecke führet: da es aber ganz augenscheinlich ist, daß jenes, was an sich selbsten eines ist, besser im Stande sey eine Einigkeit zu stiften, als dieses mehrere thun können: wie zum Beyspiele jenes, was an sich selbsten warm ist, auch die kräftigste Ursache zum erwärmen ist: also ist auch die Herrschung eines einzigen besser, als jene, welche von mehreren ausgeübet wird.

Eben dieses läßt sich auch folgendergestalt beweisen. Gewiß ist, daß mehrere, wenn sie vollends

(f) 4. Hauptst. 3. v.

lends wider einander stimmten, eine Menge auf keine Weise zusammhalten können; denn zu diesem, daß sie doch, wie immer, herrschen können, muß einige Vereinigung unter mehrern Platz greifen; maßen auch ein Schiff von vielen nicht auf eine Seite würde geländet werden, wenn diese nicht auf einige Weise vereiniget wären. Man sagt aber, daß sich mehrere Dinge durch die Zunäherung zu einem Dinge vereinigen: und dessentwegen also, weil sich mehrere erst zu einer Einigkeit nähern, herrschet ein schon in sich selbst einziger besser als mehrere.

Neben diesem ist jenes, was sich nach der Natur richtet, zum besten bestellt; denn die Natur wirket in allen das beste. Und sieh! die natürliche Beherrschung hanget an einem. Unter vielen Gliedern beweget eines alle übrige: das Herz. Unter den Fähigkeiten der Seele herrschet eine Kraft vorzüglich: die Vernunft. Auch die Bienen haben einen König: und die ganze Allheit bemeistert ein GOtt, der Schöpfer und Beherrscher aller Dinge. Was nun von der Kunst gemacht wird, dieses wird zur Nachahmung der

Natur eingerichtet, und alle Kunstwerke sind um so vollkommener, wie ähnlicher dieselben den natürlichen sind. Was schließest du hieraus anders, als daß es auch in einer Menge der Menschen zum besten sey, wenn sie von einem einzigen beherrschet werde.

Und wenn wir letztlich auch die Erfahrung zu Rath ziehen, so belehret uns diese, daß jene Länder und Städte, welche nicht von Einem beherrschet werden, von Spaltungen und Zwistigkeiten wimmeln, und ohne Friede schwärmen, daß also hiedurch jenes erfüllt zu seyn scheinet, was der HErr durch Hieremien klaget: **Viele Hirten haben meinen Weinberg zerstöret.** (g) Entgegen jene Länder und Städte, welche von einem Könige beherrschet werden, genießen den Frieden, blühen von der Gerechtigkeit, und erfreuen sich an der Völle aller Sachen. Dessentwegen verspricht auch der HErr seinem Volke durch die Propheten zur großen Gnade, daß er demselben ein

(g) 12. Hauptst. 10. v.

einziges Haupt setzen, und daß ein einziger Fürst in seinem Mittel seyn werde.

Drittes Hauptstück.

Der Herrschaft eines einzelen, wenn sie gerecht, ist sie die beste: wenn sie aber ungerecht, so ist sie die schlimmste.

Wie aber die Herrschung eines Königs die beste ist, also ist die Herrschung eines Tyrannes die schlimmste. Nicht wahr? dem gemeinen Wesen oder der Gemeinherrschung ist die Demokratie oder üble Volkherrschung entgegen gesetzt; denn beyde diese Herrschungsweisen werden, wie wir gesehen haben, von mehreren verwaltet: die Herrschungsweise weniger, aber tugendhafter, Männer hat die Herrschungsart weniger, aber böser Leute zum Gegentheile, weil beyde von wenigen behandelt werden. Und der königlichen Herrschung steht die Tyranney entgegen, da jede von diesen ein einzelner versieht. Wenn es

also

also sicher ist, daß das Widerspiel von dem besten das schlimmste ist, so ist die Tyranney ganz gewiß das schlimmste; denn daß die königliche Herrschung die beste sey, ist vorhin schon erwiesen worden.

Dieses läßt sich aus folgendem Grunde herleiten. Ohne Zweifel ist eine vereinbarte Wirkungskraft weit fähiger, eine Wirkung hervorzubringen, als eine vertheilte und zergliederte. Wenn viele zusammenhalten, ziehen sie jenes miteinander, was sie zergliedert, und einzeln auch theilweise nicht ziehen könnten. Gleichwie es also für eine Wirkungskraft, damit sie fähiger sey, das Gute zu bewirken, um so gedeihlicher ist, wie enger vereinbaret sie sich befindet: um so viel schädlicher ist es auch, wenn eine Wirkungskraft zum Bösen vielmehr vereinbaret, als vertheilet ist; denn die Macht eines ungerechten Herrschers bewirket den Schaden der Gemeinde durch dieses, daß er die allgemeine Wohlfahrt einzig und allein in seinen eigenen Nutzen ver-

drehe. Da also die Herrschung eines gerechten Königs um so ersprießlicher ist, wie enger der Herrscher einfach ist, wessentwegen auch die königliche Herrschung mehr gedeihlich, als die aristokratische, und diese wiederum mehr als die politische, oder gemeinsame: so findet sich eben auch das Gegentheil in einer ungerechten Herrschung, daß nämlich, wie enger der Herrscher einfach ist, auch dieselbe um so schädlicher, und dessentwegen die Tyranney mehrer, als die Oligarchie oder böse Mehrerherrschung, und diese wiederum mehrer als die Demokratie, oder die böse Gemeinherrschung, verderblich sey.

Eben dieser Satz erprobet sich wiederum auf diese Weise. Dieses, was mit Vernachläßigung des allgemeinen Besten der Menge der einzige sonderheitliche Nutzen des Herrschers gesuchet wird, ist jenes, was die Beherrschung ungerecht macht. Und wie mehrer man von dem allgemeinen Besten abweicht, um so ungerechter ist die Beherrschung. Nun weichet man aber in der bösen Mehrerherrschung, in

welcher der Nutzen einiger wenigen gesuchet wird, mehrer von dem allgemeinen Besten ab, als in der bösen Gemeinherrschung, bey welcher das Wohl vieler zum Ziele liegt. Am meisten aber weichet hievon noch ab die Tyranney, da sie nur den einzeln Nutzen eines einzigen bewirket; denn es kömmt doch dieses der Allheit oder der ganzen Gemeinde noch näher bey, und machet hievon noch einen mehrern Theil aus, was viel ist, als was wenig, und jenes, was wenig ist, doch wiederum mehrer als dieses, was eines alleine ist, folglich ist die Tyranney die ungerechteste Herrschungsweise.

Wenn wir hierüber die Ordnung der göttlichen Vorsichtigkeit, welche alles auf das beste einrichtet, betrachten wollen, können wir eine edle Gleichheit finden. Wir ersehen hierinn, daß das Gute in den Geschöpfen entspringe aus einer vollkommenen Ursache, so nämlich, daß sich gleichsam hiezu alles, was ein Ding gut zu machen dienlich ist, vereinbaren müsse; das Ueble aber einzeln aus ein-

zelnen Mängeln entstehe. (h) Zum Beyspiele: der Körper besitzet die Schönheit nicht, wenn nicht alle Glieder gut eingerichtet sind: die Häßlichkeit aber klebet ihm alsobald an, wenn nur welch immer ein Glied übel bestellet ist. Und also kömmt die Häßlichkeit verschiedentlich aus mehrern Gründen und Ursachen hervor: die Schönheit aber nur auf eine Weise aus einem einzigen vollkommenen Grunde. GOtt hat dieses in allen also angeordnet, daß das Gute, welches aus Einer Ursache entstehet, stärker; das Ueble aber um so schwächer sey, aus wie mehrern Quellen dasselbe hervorbricht. Wenn es dann um eine gerechte Beherrschung zu thun ist, so ist es nützbarer, daß ein einziger herrsche, damit dieselbe mächtiger sey. Weichet die Beherrschung aber zur Ungerechtigkeit ab, so ist es besser, wenn viele herrschen, damit dieselbe schwächer werde, und diese sich selbst

---

(h) Der heilige Lehrer gründet sich hier auf jenen bekannten philosophischen Satz: Bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu.

selbst gegeneinander verhindern: und in diesem Falle ist die Demokratie oder böse Pöbelherrschung noch die erträglichere, die Tyranney aber die ärgste.

Ohne Zweifel! man erwäge nur, welche Uebel aus der Tyranney hervorstrudeln. Der Tyrann vernachläßiget das gemeine Beste, und suchet nur sein sonderheitliches. Mithin quälet er die Unterthanen auf so verschiedene Arten, als vielen verschiedenen Leidenschaften einige angenehme Gegenstände zu begierden er bemeisteret wird. Ist er ein Geizhals, so raubet er die Güter der Untergebenen. Dieses lesen wir in Salomons Sprüchwörtern: Ein gerechter König richtet die Erde auf: ein geiziger Mann verwüstet dieselbe. (i) Ist er dem Zorne ergeben, so wird er das Menschenblut, nach der Weißagung Ezechiels, wie Bocksblut achten: Seine Fürsten in seinem Mittel sind wie die Wölfe, welche die

---

(i) 29. Hauptst. 4. Vers.

die Beute zum Blutvergießen rauben. (k) Wer wird es also nicht mit dem weisen Manne im Ecclesiasticus halten, daß eine solche Herrschaft zu fliehen sey? Sey weit von einem Menschen, welcher die Macht zu tödten hat. (l) Denn ein solcher wird nicht nach der Gerechtigkeit, sondern nach seinem Muthwillen würgen, daß also keine Sicherheit mehr übrig bleibt, sondern alles ungewiß wird, wenn man einmal von der Gerechtigkeit abweichet, indem ja auf dieses nicht zu bauen ist, was lediglich auf eines andern Willkühr, ich will nicht sagen, Muthwille, beruhet.

Aber weit gefehlt, wenn man glaubt, ein Tyrann beschwere seine Unterthanen nur in ihren zeitlichen Gütern: er kränket dieselben auch in den geistlichen, in den Gütern ihrer Seelen. Wer sich einmal in den Kopf gesetzet hat, vielmehr vorne an zu seyn, als zum Guten zu verhelfen, der befürchtet sich aus jeder Vortreff-

lichkeit

(k) 22. Hauptst. 27. v.
(l) 9. Hauptst. 18. v.

lichkeit seiner Untergebenen eines Nachtheiles für seine ungerechte Beherrschung. Den Tyrannen sind allemal die Guten verdächtiger als die Bösen: allezeit scheinet ihnen die fremde Tugend fürchterlich. Sie bestreben sich also zu verhindern, daß ihre Unterthanen tugendhaft, und von dem Geiste der Großmuth beseelet werden, etwa ihre ungerechte Herrschaft auszuschlagen. Sie hintertreiben die anzustellende Freundschaftsverbindungen unter ihrem Volke, und wollen nicht, daß es die Früchte des Friedens und der Einigkeit untereinander genieße, damit sie nichts wider ihre Herrschaft wagen können, wenn einer gegen dem andern nicht verträulich ist. Dessentwegen streuen sie selbst den Saamen der Uneinigkeit aus: sie ernähren diese selbst. Sie verbiethen jene Mittel, welche zur Verbindung der Menschen gehören, als da sind die Heyrathen, die Mahlzeiten, und andere derley Sachen, wodurch Glauben und Verträulichkeit unter den Menschen gestiftet zu werden pflegen. Bey Leibe werden sie nicht zulassen, daß ihre

Unterthanen mächtig oder reich werden. Sie beurtheilen die ihrigen nach ihrem eigenen bösen Gewissen, und befürchten, es möchten ihnen von ihren Leuten durch eben jene Mittel, die Macht nämlich und den Reichthum, die Hälse gebrochen werden, welche sie zu derer Schaden mißbrauchen. Job schildert diese argwöhnische Gemüthsunruhe eines Tyrannen ganz natürlich. Der Schall des Schreckens, schreibet er, ertönet immerzu in seinen Ohren, und wenn auch Friede ist, wenn ihm nämlich niemand was Böses dräuet, besorgt er doch allezeit Nachstellungen. (m) Dessentwegen kann es auch niemand Wunder nehmen, wenn man wenige Tugendhafte unter der Herrschaft eines Tyrannen findet, weil diese ihre Unterthanen um die Tugend boshaft beneiden, ja dieselbe unter ihnen auszurotten trachten, da sie sich doch als Herrscher bemühen sollten, dieselbe in ihr Volk einzupflanzen. Es giebt nur dort, nach der Meynung des Weltweisen, tapfere Leute, wo man die

tapfer=

(m) Im 15. Hauptst. 21. v.

tapfersten Männer in Ehren hält: und jenes wird, wie Tullius schreibet, allezeit verliegen bleiben, und außer Acht gelassen werden, was alle tadeln. Ganz natürlich giebt es sich, daß Leute, welche immerzu unter der fürchterlichen Zuchtruthe stehen, in eine knechtische Gemüthsart verfallen, und das Herz zu allen wackern und männlichen Unternehmungen verliehren. Man erfährt es in jenen Ländern, welche lange unter Tyrannen gestanden sind; dessentwegen lesen wir die Ermahnung des Apostels an die Kolossenser: **Väter! betreibet eure Söhne nicht zum Unmuthe, damit sie nicht kleinmüthig werden.** (n)

Als der König Salomon diese Uebel, welche aus der Tyranney erfolgen, erwog, rufte er in seinen Sprüchwörtern auf: **Wenn die Gottlosen herrschen, geht das Volk zu grunde** (o). Weil nämlich die Unterthanen durch die Bosheit der Tyrannen von Ausübung

---

(n) 3. Hauptst. 21. v.
(o) 28. Hauptst. 12. v.

übung der Tugend abgetrieben werden. Wenn die Gottlosen die Herrschaft überkommen, erwähnet derselbe wiederum im benannten Buche, wird das Volk wie unter dem Joche der Dienstbarkeit seufzen. (p) Die Leute werden sich verbergen, um der Grausamkeit der Tyrannen zu entfliehen, wenn die Gottlosen aufstehen. (q) Was Wunder? ein Mensch, der ohne Vernunft nur nach seinem Muthwillen herrschet, ist von einem wilden Thiere nicht unterschieden. Ein gottloser Fürst über ein armes Volk ist wie ein brüllender Löw und ein hungeriger Bär. (r) Deßwegen verkriechen sich die Leute vor den Tyrannen, wie vor den grausamen Bestien; denn, einem Tyrannen unterthänig seyn, oder einer wüthenden Bestie unter den Klauen liegen, auf eines hinauszukommen scheinet.

Viertes

(p) Sprüchw. 29. B. 2. v.
(q) Alldort 28. B. 28. v.
(r) Alldort 15. v.

Viertes Hauptstück.

Es ist beydes, nämlich eine königliche Herrschaft erkiesen, oder dieselbe verabscheuen, gefährlich.

Da nun sowohl die beste als auch die böseste Beherrschung in der Monarchie oder Herrschung eines einzigen besteht, so ist die königliche Würde wegen der Bosheit der Tyrannen bey vielen verhaßt. Einige, da sie eine königliche Obermacht begierig suchen, verliehren sich in die Grausamkeit der Tyrannen, und so geschieht es, daß mehrere Herrscher unter dem Deckmantel der Königswürde eine Tyranney ausüben. Das Beyspiel haben wir in dem römischen gemeinen Wesen. Das römische Volk, als es den königlichen, oder vielmehr den tyrannischen Stolz nicht mehr erdulden mochte, jagte die Könige zur Stadt hinaus, und veränderte ihre Herrschaft in eine Aristokratie, da es sich an derer Stelle Bürgermeister und andere Obrigkeiten erkieß. Es ist aber nicht genug zu beschreiben, spricht Salustius,

wie mächtig Rom nach seiner erlangten Freyheit in kurzem angewachsen sey. Insgemein trägt es sich zu, daß die Leute, welche unter Königen leben, sich weniger zum gemeinen Nutzen verwenden; denn sie erachten, daß jenes, was sie zum gemeinen Besten thun, nicht ihnen, sondern einem andern, jenem nämlich zu gutem komme, unter dessen Gewalt sie das gemeinsame Beste stehen sehen. Ersehen sie aber im Gegentheile das gemeine Beste nicht unter der Macht eines einzigen, so betrachten sie selbiges nicht als ein Gut eines andern, sondern ein jeglicher gleichsam als sein eigenes. Dessentwegen giebt es auch die Erfahrung, daß eine einzige Stadt, welche von Jahr zu Jahr durch wechselbare Herrscher verwaltet wird, zuweilen mehrer zu bewirken im Stande ist, als ein König von drey oder vier Städten. Man erduldet auch einige geringe Dienste, welche die Könige fordern, härter, als große Bürden, welche von der bürgerlichen Gemeinde aufgeleget werden.

Dieses trug sich in der Beförderung des römischen gemeinen Wesen zu. Der Pöbel mußte Soldat werden. Man gab den Kriegern ihren Sold, und wenn hiezu die gemeine Schatzkammer nicht erkleckte, mußten auch die Privat- oder jedem insonderheit eigenthümliche Güter zum allgemeinen Gebrauche dienen, also zwar, daß sich auch der Rath selbsten alles Goldes bis auf seine goldene Ringe und Siegel, als Zeichen seiner Würde, entblößte. Allein man balgte sich mit unaufhörlichen Uneinigkeiten, bis man endlich gar in bürgerliche oder einheimische Kriege zerfiel, durch welche sodann die so brünstig gesuchte Freyheit verlohren gieng, und die Oberherrschaft der Kaiser auf den Thron kam, welche Kaiser doch anfänglich den königlichen Titel nicht annahmen, weil die Römer diesen noch nicht ertragen mochten. Unter diesen nahmen sich zwar einige um das gemeinsame Beste auf königliche Art getreulich an, weswegen sie auch durch ihren Eifer das gemeine Wesen trefflich vermehret und erhalten haben. Aber sehr viele entgegen waren tyrannisch gegen

gen ihre Unterthanen, gegen die Feinde aber träg und unkräftig, und also verdarben sie auch im Gegentheile das römische gemeine Wesen bis zum Grunde.

Mit dem jüdischen Volke gieng es in der That nicht anders. Anfangs wurde dieses von Richtern beherrschet, und seine Feinde stutzten es gewaltig zu. Warum? jeglicher that, was ihm nach seinem eigenen Dünkel gut schien. Endlich gab ihm GOtt auf sein inständiges Verlangen Könige. Weil aber diese gottlos geworden sind, fiel auch das Volk von dem Dienste des einzigen GOttes ab, und der Ausgang war die Gefangenschaft. Die Folge aus allem diesen ist, daß es beyderseits gefährlich sey, sowohl wenn man dessentwegen die beste Beherrschungsart, nämlich die königliche, verabscheuet, weil man einen Tyrann befürchtet: als wenn sich die königliche Oberherrschaft in eine tyrannische Bosheit in jenem Falle verliehret, da man die beste Beherrschungsart durch die Erkiesung der königlichen anzunehmen bedacht war.

Fünftes Hauptstück.

Doch ist es sicherer und nützlicher, die königliche Herrschaft vor andern erkiesen.

Was ist zu thun? vernünftiger Weise muß man aus zweyen Dingen, deren jedes gefährlich ist, jenes vor dem andern erwählen, aus welchem ein minderes Uebel hervorbricht. Nun ist es aber sicher, daß aus der Monarchie oder Einzelherrschung, wenn sie sich auch in eine Tyranney verkehret, ein minderes Uebel erfolge, als aus der Herrschaft mehrerer Gewalthaber, wenn sich diese verschlimmert. Die Uneinigkeit, welche meistens aus der Herrschaft mehrerer entspringt, ist dem Bestande des Friedens, welcher doch das beste theureste Kleinod in einer vergesellschafteten Menge ist, schnurgerade zuwider. Die Tyranney verwüstet dieses Gut nicht: nur einige Privat- oder diesem und jenem sonderheitlich eigene Güter trift das Unglück: ausgenommen, es wäre die Tyranney in einem sol-

 chen

chen Uebermaße, daß sie wider die ganze Gemeinde rasete. Folglich ist die Beherrschung eines einzigen dannoch erwünschlicher, als die Herrschaft vieler, obwohl auch beyde gefährlich sind.

Man wird mir überhin auch dieses eingestehen, daß jenes mehrer zu fliehen sey, aus welchem öfters große Gefahren folgen können. Allein wer zweifelt, daß die ganze Menge öfters unter der Herrschaft vieler in die größte Gefahr läuft, als unter der Einzelherrschung? oder geschieht es nicht insgemein, daß aus mehrern eher einer von der Absicht auf das gemeine Beste abweiche, als einer allein? Welch immer aber einer aus den Gewalthabern sich von dem Zwecke des gemeinen Besten verirret, der zieht der ganzen Menge der Unterthanen die Gefahr der Uneinigkeit schon über den Nacken; denn es ist schon nicht anders möglich, als daß sich die Uneinigkeit auch alsogleich unter das Volk ergieße, wenn dieselbe unter den Gewalthabern angefangen hat. Entgegen wenn Einer die

Oberherrschaft trägt, giebt dieser insgemein auf den allgemeinen Nutzen acht. Oder läßt er sich auch hievon abziehen, so folget dessentwegen doch nicht alsogleich, daß er das ganze Volk zu unterdrücken suche; denn dieses ist das Uebermaß in der Tyranney selbsten, und der höchste Grad einer boshaften Beherrschung, wie man kurz zuvor ersehen hat. Ich schließe hieraus, daß man noch mehrer die Gefahren, welche aus der Herrschaft mehrerer hervorbrechen, zu befürchten habe, als jene, welche sich aus der Beherrschung eines Einzigen ergeben können.

Letztens muß ich auch dieses noch erwähnen, daß es nicht seltner, sondern etwa auch wohl öfter die Herrschaft mehrerer in eine Tyranney auslaufe, als die Herrschaft eines Einzigen. Entstehet eine Uneinigkeit in der Beherrschung mehrerer, so geschiehet es nicht selten, daß einer der übrigen Meister werde, und sich sodann der Oberherrschaft über das ganze Volk anmaße. Die Erfahrung ist von Zeit zu

Zeit hierüber Zeuge. Beynahe hat noch jegliche Beherrschung, welche viele zugleich verwaltet haben, in eine Tyranney sich ausgelassen. Von dem römischen gemeinen Wesen ist es handgreiflich. Dieses, als es lange zu durch mehrere Obrigkeiten ist behandelt worden, ist endlich wegen entstandenen Partenlichkeiten, Uneinigkeiten, und einheimischen oder bürgerlichen Kriegen in tyrannische Hände gefallen. Und überhaupt, wenn jemand emsig erwäget, was hin und her geschehen ist, und noch geschieht, so wird er finden, daß in jenen Ländern, welche von vielen zugleich beherrschet werden, mehrere tyrannisch geherrschet haben, als in jenen, welche unter einem einzigen Oberherrn stehen. Und folglich wird er auch den Schluß machen, daß es, wenn man jene Beherrschungsgattung, welche die beste ist, meistens wegen der Tyranney scheuen soll; diese aber sich nicht minder, sondern mehrer in der Beherrschung mehrerer zugleich, als eines allein ergebe, daß es, sage ich, dennoch platthin besser sey, unter der Beherrschung eines einzigen

gen

gen Königs allein, als mehrerer Herrscher zugleich leben.

Sechstes Hauptstück.

Man kann die Tyranney in der Einzel- oder königlichen Herrschung durch verschiedene Vorkehrungen verhindern.

Da nun einerseits die Beherrschung eines alleine, welche die beste ist, den übrigen Beherrschungsarten vorgezogen werden soll: andrerseits aber eben diese Beherrschungsgattung in eine Tyranney, als die schlimmste Gattung, wie wir erwähnet haben, auslaufen kann, so ist gewiß emsigst darauf acht zu haben, daß einem Volke auf solche Art eines Königs wegen vorgesehen werde, damit dasselbe unter keinen Tyrannen verfalle.

Mithin ist vor allem nothwendig, daß jene, welche es angeht, einen solchen Mann zum Könige machen, von welchem nicht zu vermuthen, daß er zur Tyranney ausschweife. Sa-

muel rühmet uns die Vorsichtigkeit GOttes in Bestellung eines Königs. Der HErr hat sich einen Mann nach seinem Herzen gesucht. (a) Nach diesem muß man die Reichsverwaltung also einrichten, daß einem solchen, wenn er auch wirklich als König bestellt worden ist, die Gelegenheit zur Tyranney entzogen werde. Seine Gewalt muß zugleich also gemäßiget werden, daß er nicht leicht auf eine Tyranney verfallen könne, welches, wie es anzuschicken sey, in der Folge wird erkläret werden. Letztlich muß man auch auf dieses besorget seyn, wie man einem Könige zu begegnen hätte, wenn er wirklich zum Tyrannen würde.

Vorläufig ist dieses unstreitig gedeihlicher, daß man eine leidentliche Tyranney, wenn sie nur nicht gar zu übermäßig ist, eine Zeitlang erdulde, als daß man sich durch die Entgegensetzung wider den Tyrann in viele Gefahren verwickle, welche noch ärger als die Tyranney selb-

(a) 1. Buch der Könige 13. Hauptst. 14. v.

selbsten sind. Denn es kann sich fügen, daß diejenigen, welche sich wider den Tyrann setzen, den Kürzern ziehen, und also denselben nur zu noch größerer Wuth verhetzen. Möchte aber jemand des Tyrannen Meister werden, so geht es doch gar oft ohne viele Verwirrungen unter dem Volke nicht ab, entweder in dem Auflaufe wider den Tyrann selbsten, oder nach dessen Sturze, wenn sich das Volk wegen Einrichtung der künftigen Beherrschung in verschiedene Theile trennet. Auch dieses geschiehet zuweilen, daß eben derjenige, durch dessen Beyhülfe das Volk das Joch der Tyranney abgeworfen hat, sammt der Oberherrschaft auch die Tyranney an sich reiße, und dessentwegen die Unterthanen in eine noch schwerere Knechtschaft versenket, weil er fürchtet, er möchte nun auch selbst von einem andern zu erfahren haben, was er einem andern gethan hat. Es pflegt in der Tyranney zu geschehen, daß die folgende schwerer ist, als die vorige, weil der Nachfolger nicht nur die vorigen Beschwerden nicht erlediget, sondern aus eigener Bosheit noch neue ersin-

net. Dessentwegen als einstmals zu Syrakus alles um den Tod Dionysiens seufzete, fand sich ein altes Weib, welches immerzu um desselben Gesundheit und längeres Leben bath. Der Tyrann, als er dieses hörte, fragte sie um die Ursache. Ihre Antwort war: da wir in meinen jungen Jahren einen schweren Tyrann zu erdulden hatten, wünschte ich seinen Tod. Er wurde ermordet, und es kam ein etwas schlimmerer nach. Auch damals schien es mir eine große Gutthat zu seyn, wenn seine Herrschaft geendet würde. Der dritte bist nun du. Und du bist wiederum unerträglicher, als der zweyte; dessentwegen wenn wir auch von dir wieder los werden sollten, wird noch ein ärgerer an deine Stelle kommen.

Wenn aber das Uebermaß der Tyranney gar unerträglich seyn soll, waren einige der Meynung, daß es in einem solchen Falle für ein Heldenwerk eines wackern Mannes zu achten sey, den Tyrann entleiben, und der Befreyung des Volkes zu lieb der Todesgefahr sich

preiß

preiß geben. In dem alten Bunde liest man zwar das Beyspiel Aods (b), welcher dem Moabiterkönig Eglon den Dolch durch den untern Leib gejaget hat, und sodann des Volkes Richter geworden ist, weil jener die Israeliten mit schwerer Dienstbarkeit verdrang. Allein der apostolischen Lehre läuft dieses zuwider. Petrus lehret uns, nicht nur guten und sittsamen, sondern auch unartigen Herren, mit Ehrfurcht unterthänig zu seyn (c). Denn dieses ist GOtt angenehm, wenn man seinetwegen die ungerechten Bekränkungen geduldig überträgt.

Da viele römische Kaiser grausam wider den christlichen Glauben loszogen, auch dortmals, als schon eine zahlreiche Menge sowohl des Adels als des Volkes christlich war, trug man den Ehrenkranz nicht durch einen Widerstand, sondern durch dieses davon, daß man auch mit den Waffen in den Händen, wie zum Beyspiele die heilige Thebäer Kriegsrotte, sich

(b) Buch der Richter 3. Hauptst.
(c) 1. Brief 2. Hauptst. 18. v.

Christo zu lieb geduldig tödten ließ. Von dem vorbenannten Aod aber muß man urtheilen, daß er nur den Feind des Volkes GOttes ermordet habe, nicht aber dessen Herrscher, wenn er auch ein Tyrann gewesen wäre. Denn wir lesen auch in eben demselben alten Bunde, daß die Mörder des jüdischen Königs Joas, ob derselbe gleich vom wahren Glauben abgefallen, hingerichtet, und nur ihren Kindern, dem Gesetze nach, sey verschonet worden. (d) Man kann dieses nicht ungestraft gelten lassen; denn wie gefährlich würde es um das Volk und seine Herrscher aussehen, wenn sich einige aus eigenmüthiger Dreustigkeit unterfangen dürften, die Vorsteher, gesetzt sie wären Tyrannen, todt zu schlagen. Den Bösen ist die Herrschaft der Könige nicht erträglicher, als jene der Tyrannen. Warum? ein weiser König, spricht Salomon, zerstreuet sie (e); folglich hätte das Volk aus solch einer Verwegenheit mehrer den Verlurst eines Königs zu befürchten, als es

(d) Im 2. Buch Paralip. im 24. und 25. Hauptst.
(e) Sprüchw. 20. Hauptst. 26. vers.

es sich einer Entledigung von einem Tyranne vertrösten könnte.

Dürfte es aber nicht geschehen, daß sich das gemeinsame Wesen oder Macht von der Grausamkeit eines Tyrannes entledigte, ob dessen gleich eine Privat- oder einzelne sonderheitliche Person nicht befugt wäre? Hierauf ist die erste Antwort diese: wenn das Recht, einen König zu erwählen, dem Volke zugehört, so kann dasselbe ohne alle Ungerechtigkeit einen solchen, den es selbst gesetzet hat, wiederum abwürdigen, oder dessen Macht Schranken setzen, wenn er dieselbe tyrannisch mißbraucht. Sey es, das Volk habe sich einem solchen vormals für beständig untergeben, dessentwegen begeht es nun keine Untreue: wenn es den Tyrann absetzet, weil er das gemeine Wesen nicht getreulich verwaltet hat, wie es sein königliches Amt erfodert hätte, hat er es wohl verdienet, daß ihm jetzt die Unterthanen ihre Gelobung auch nicht halten. Die Römer machten es nicht anders. Sie jagten Tarquin den Stolzen, den

sie zuvor zum Könige angenommen hatten, wegen seiner und seiner Söhne Tyranney vom Throne, und stellten dafür eine mindere, die bürgermeisterliche Herrschaft auf. Domitian, ein Thronfolger Vespasians, und Titens seines Vaters und seines Bruders, der gelassensten Kaiser, ist seiner Tyranney wegen von dem römischen Rathe getödtet, und alles, was er zum Schaden des Volkes boshaft verordnet hatte, durch einen öffentlichen Rathsbefehl, heilsam und billig widerrufen worden; bey welcher Gelegenheit auch der geliebte Jünger GOttes, Johann der Evangelist, welchen Domitian nach Pathmos in das Elend verwiesen hatte, von dem römischen Rathe, die Freyheit nach Ephesus zurückzukehren, erhalten hat.

Zweytens, steht das Recht, einem Volke einen König zu setzen, einer höhern Oberherrschaft zu, so muß man von dieser wider des Tyrannes Bosheit Hülfe erwarten. Die Juden haben sich an den Kaiser August gewandt, und den Archelaus verklaget, als dieser mit der

Thronfolge in Juda auch die Bosheit seines Vaters Herodes annahm: und August schmälerte ihm die Herrschaft, da er ihm den königlichen Titel nahm, und die Halbscheid des Reiches unter dessen übrige zween Brüder vertheilte. Weil er aber von seiner Tyranney noch nicht nachließ, verwies ihn der Kaiser Tiberius endlich gar nach Lugdun in Frankreich in das Elend.

Letztlich wenn die menschlichen Mittel wider einen Tyrann gebrechen, muß man die Zuflucht zu GOtt dem Könige aller Könige nehmen; denn dieser ist der Mittler im Wohlergehen und in Drangsalen. Seine Macht hat zu befehlen, wenn sie das grausame Gemüth eines Tyrannes zur Sanftmuth beugen will. **Das Herz des Königs steht in der Hand GOttes, er mag es hinlenken, wohin es ihm belieben wird.** Mit diesen tröstet Salomon in den Sprüchwörtern. (f) Er ist es, welcher dem Assuer statt der Grausamkeit, mit welcher dieser

(f) 21. Hauptst. 1. Vers.

dieser König die Juden vertilgen wollte, die Sanftmuth eingeflößet; Er ist es, welcher den blutdürstigen König Nabuchodonosor in einen Lobredner seiner Allmacht verändert hat. Nun also, ruft dieser bey Daniel (g), lobe, erhöhe und preise ich Nabuchodonosor den König des Himmels, weil seine Werke wahrhaft, und seine Wege gerecht sind: und weil er die in ihrem Uebermuthe Hochtrabenden zu verdemüthigen weis. Hält er aber die Tyrannen zur Verbesserung unwürdig, so kann er sie wohl, nach dem Spruche des Weisen im Ecclesiasticus, (h) auf die Seite räumen, oder in die Tiefe herunter machen: GOtt hat den Stuhl der stolzen Heeresführer zerbrochen, und an ihre Stelle Sanftmüthige gesetzet. Denn GOtt ist es wiederum, welcher die Qual seines Volkes in Egypten angesehen, sein Schreyen erhöret, und den Tyrann Pharao sammt seinem ganzen Kriegesheere in das Meer gestürzet hat. Eben dieser

(g) 4. Hauptst. 34. v.
(h) 10. Hauptst. 17. v.

dieser ist es, welcher den eben benannten zuvor so stolzen Nabuchodonosor nicht nur vom Throne gestoßen, sondern auch von der menschlichen Gesellschaft vertrieben, und in die Gleichheit eines wilden Thiers verwandelt hat. Nun ist aber seine Hand noch nicht abgekürzet, und sein Versprechen noch nicht erloschen, kraft dessen er seinem Volke, durch den Mund Isajens des Propheten, (i) die Ruhe und Entledigung von der Plage, Beschämung und schweren Dienstbarkeit, worunter es verstricket lag, zugesaget, und bey dem Ezechiel betheuret hat: **Ich werde meine Heerde von dem Schlunde derselben befreyen.** (k) Derselben Hirten nämlich, welche sich selbsten weiden.

Indessen geschieht es nicht so schnell hin, daß sich GOtt hierinn in das Mittel lege. Das Volk muß zuvor von den Sünden abstehen, wenn es solche Gnade von GOtt erhalten will; denn die Sünde zu bestrafen, läßt er es zu, daß

(i) 14. Hauptst. 3. v.
(k) 34. Hauptst. 10. v.

daß die Gottlosen zur Herrschaft kommen. Ich will dir einen König in meinem Grimme geben, dräuet er bey Oseas (l). Und, daß er wegen den Sünden des Volks einen Gleißner zum Beherrscher mache, versichert uns Job. (m) Wenn also GOtt mit Tyrannen zu plagen aufhören soll, muß man das Verschulden enden.

Siebentes Hauptstück.

Kein irdisches Gut, sogar Ehr und Ruhm selbsten nicht, kann die Hauptbewegursache für einen König, gut zu herrschen, oder dessen eigentliche Belohnung seyn.

Bisher haben wir es erwiesen, daß es die Pflicht eines Königs sey, das allgemeine Beste des Volkes zu besorgen. Allein dieses dürfte demselben zu beschwerlich scheinen, wenn er hieraus nicht auch für sich einigen eigenthümlichen

(l) 13. Hauptst. 11. v.

(m) 34. Hauptst. 30. v.

chen Vortheil erhalten soll. Laßt uns also sehen, was die anständige Belohnung eines Königs seyn mag.

Die Meynungen sind hier zerschieden. Einige glauben, Ehre und Ruhm seyen einzig und allein der wahre Lohn der Herrscher. Tullius schreibet von dem gemeinen Wesen mit wenig Worten: Ein Fürst der Stadt muß mit der Ehre genähret werden. Aristoteles in dem Buche von dem Sittlichen scheinet hievon diese Ursache anzuführen: weil ein Fürst, welchen Ruhm und Ehre nicht ersättigen, ungezweifelt zum Tyrannen wird. Nämlich, ein eigenes Gut zu suchen, ist jedem Gemüthe angebohren. Läßt sich nun ein Fürst mit Ehre und Ruhm nicht begnügen, so wird er den Wollüsten und dem Reichthume nachjagen. Der Schluß macht sich sodann von selbsten, daß sich ein solcher darauf verlegen werde, die Unterthanen zu berauben und zu beschimpfen.

Allein, wenn wir uns zu dieser Meynung schlagen wollen, werden wir sehr viele Unan-

ständigkeiten zu verkochen haben. Zum ersten wäre es für einen König selbst schon eine schlechte Wirthschaft, wenn er wegen einem so gebrechlichen Lohne so viel Sorgen und Beschwerden erdulden sollte. Denn in der That scheinet unter allen menschlichen Dingen nichts gebrechlicher zu seyn, als die aus der Menschengunst herfließende Ehre und Ruhm. Sie hangen von den Muthmaßungen der Menschen ab, welche doch zum meisten aus allen veränderlich sind, so, daß Isaias die hievon hergeleitete Ehre mit allem Grunde eine Heublume nennet. (n) Zweytens und noch bedenklicher ist dieses, daß die Begierde des menschlichen Ruhmes die Großmuth verdringe. Wer der Gunst der Menschen nachjagt, der muß alle seine Worte und Werke nach derer Willen richten; suchet er ihnen auf solche Weise zu gefallen, so macht er sich zum Knechte eines jeden. Tullius ist dessentwegen, in seinen Schriften von den Pflichten, selbst aus dieser Ursache gedrungen einzurathen, daß man sich vor

(n) 40. Hauptst. 6. v.

vor der Ehrbegierde hüte; denn sie entzieht, schreibet er, die Gemüthsfreyheit, welche zu erhalten, sich großmüthige Männer ernsthaft beeifern müssen. Es ist auch gewiß, daß einem Fürsten, welcher deswegen aufgestellet ist, alles Gute zu schlichten, kaum etwas nothwendiger sey, als die Großmuth. Aber eben deßwegen ist es auch gewiß, daß die menschliche Ehre keine hinreichende Belohnung für die Pflichten eines Königs sey.

Und dieses ist um so gewisser, weil es drittens auch einer Menge schädlich wäre, wenn die Ehre für die Fürsten zum Preise ausgedungen würde. Ein wackerer Mann muß die Ehre vielmehr, eben wie andere zeitliche Güter, verachten. Es ist die richtigste Pflicht eines tugendlichen und herzhaften Gemüthes, die menschliche Ehre, wie das Leben, der Gerechtigkeit zu lieb in die Schanze zu schlagen. Wohl eine verwunderliche, aber dennoch eine sichere Wahrheit: man muß die Ehre heldenmüthig verachten, obschon diese auf Heldentha-

ten folget. Eben diese Verachtung des Ruhmes und der Ehre überhäuft den Verächter mit Ehre und Ruhme. Fabius hält eben diese Meynung, daß jener eine wahre Ehre haben werde, welcher die Ehre wird verachtet haben. Von dem Cato hat es nach Salustiens Zeugniß die Erfahrung bewiesen: wie weniger dieser die Ehre für sich verlangte, desto reichlicher erhielt er dieselbe. Sogar die Jünger Christi bezeugten sich Diener GOttes zu seyn unter Ehre und Schmach, Verschreyung und gutem Rufe. Wie soll also dieses eine sattsame Belohnung für einen wackern Mann seyn, was wackere Männer verachten? Welcher Schaden sodann für das gemeine Wesen, wenn man dieses einzige Gut für die Belohnung der Könige aussprechen wollte. Es könnte hieraus nichts anderes folgen, als daß wackere Männer entweder die Herrschaft niemal annehmen würden, oder, wenn sie dieselbe annähmen, ohne Belohnung gelassen werden müßten.

Die vierte Ursache, diese Meynung zu mißkennen, ist die Gefahr großer Unheile, welche

aus solcher Ehrbegierde entstehet. Es geschah ja nicht selten, daß jene sich und ihre Kriegsheere in die Pfanne geworfen, die Freyheit verschleudert, und ihr ganzes Vaterland unter das feindliche Joch gesenket haben, welche eine Ehre in den Waffen ohne Mäßigung suchten. Solcher Gefahre wegen ließ Torquat, ein römischer Fürst, seinen eigenen Sohn enthaupten, welchen die Jünglingshitze wider den auffoderenden Feind dem Befehle seines Vaters entgegen zu kämpfen verleitete. Es half ihn nicht, überwunden zu haben; denn der Vater konnte nicht gedulden, daß das Beyspiel der Kühnheit mehrers schaden sollte, als die Ehre eines erlegten Feindes nützen möchte.

Letztlich ist auch das Laster der Verstellung mit der eiteln Ehrbegierde gar zu enge versippschaftet. Wie schwerer es ist, und wie wenigern es gelingt, wahre und kernhafte Tugenden zu erwerben, denen allein die Ehre gebühret, um so mehrere Gleißner giebt es unter den Ehrbegierigen. Ohne Zweifel, spricht Sa-

lustius, hat der Ehrgeiz viele vermocht, nur auf den Schein tugendhaft zu werden, sohin was anders im Herzen zu verschließen, was anderes im Munde zu führen, und vielmehr das Angesicht, als die Gemüthsart eines Tugendsamen anzunehmen. Ja unser Heiland selbst nennet jene Gleißner oder Verstellte, welche Gutes thun, um von den Menschen gesehen zu werden. Der Schluß ist also dieser: Gleichwie das Volk von einem Fürsten, welcher mit Geld oder mit Wollüsten bezahlet seyn wollte, zu befürchten hätte, derselbe möchte ein Räuber oder Schänder der seinigen werden, eben so gefährlich wäre es auch, wenn er die Ehre für seine Belohnung ansäh; denn dieses dörfte ihn entweder zum Waghalse oder zum Gleißner machen.

Indessen läßt sich aus der Absicht der benannten weisen Männer vermuthen, daß sie einem Fürsten die Ehre und den Ruhm nicht darum zum Lohne ausgesprochen haben, als ob dieses das Hauptaugenmerk für einen Kö-

nig

nig seyn soll, sondern nur aus dieser Ursache, weil es doch noch erträglicher ist, wenn er nach der Ehrbegierde trachtet, als wenn ihn nach Gelde hungert, oder nach Wollüsten dürstet. Dieser Tadel kömmt der Tugend noch am nächsten bey. Es ist die Ehre, welche die Menschen verlangen, nach Augustinens Meynung nichts anders, als ein Urtheil der Leute, welche gut von jemand denken: mithin hat die Ehrbegierde doch einige Züge von der Tugend, weil sie wenigstens die Gutheißung von tugendhaften Leuten zu erwerben, und derer Mißfallen zu verhüten sich beeifert. Wenn also gleich wenige zur wahren Tugend gelangen, so heißt es doch noch das bessere gethan, wenn man einen solchen zur Herrschaft befördert, welchen wenigstens die Furcht des menschlichen Urtheiles von offenbaren Uebelthaten zurück hält. Maßen ein Ehrbegieriger entweder den ächten Pfad sich durch Tugendwerke den Beyfall der Menschen zu erwerben, fortwandelt, oder wenigstens durch Ränke und Schwänke sich hierum bemühet. Aber ein Herrschsüchtiger, wel-

chen weder der Stachel der Ehre kitzelt, noch die Furcht einem Sittenrichter zu mißfallen erschrecket, sucht oftermalen durch die offenbareste Laster den Zweck seiner Leidenschaften zu erzwingen. Er wird es an der Geilheit oder an der Grausamkeit den wilden Thieren bevorthun, eben wie der Kaiser Nero, dessen Geilheit, wie Augustin schreibet, so ergossen war, daß man sich von ihm nichts Ernstliches zu befürchten hatte: aber auch seine Grausamkeit so übermäßig, daß er von aller Weichlichkeit entfernet schien. Aristoteles erkläret diesen seinen Satz, von einem Großmüthigen, in seinen Sittenschriften mit diesem: daß ein solcher die Ehre und den Ruhm nicht als was großes, und als eine genugsame Belohnung der Tugend ansehe, sondern daß er nur von den Menschen sonst weiter nichts mehr fodere; denn aus allen irdischen Dingen scheinet dieses das trefflichste zu seyn, daß nämlich die Leute jemanden Zeugniß von seiner Tugend abstatten.

Achtes Hauptstück.

Der wahre Beweggrund gut zu herrschen, und eben auch die wahre Belohnung eines Königs, ist GOtt selbst.

Es hat nun seine Richtigkeit, menschlicher Ruhm und Ehre sind zu geringfähig, eine sattsame Belohnung für königliche Sorgen zu werden. Wir wollen also um eine höhere umsehen. Ja was fragen wir lange? Es geziemet sich gar wohl, daß ein König seinen Lohn von GOtt erwarte. Jeder Diener erwartet den Lohn für seine Dienste von seinem Herrn, folglich die Könige von GOtt; denn in der Beherrschung über das Volk sind sie GOttes Diener oder Gewaltträger, wie uns theils das Buch der Weisheit, theils der Apostel in seinem Briefe an die Römer zu glauben befiehlt, in welchem dieser nicht nur betheuret, daß alle Gewalt von GOtt dem HErrn herfließe, sondern auch ausdrücklich bekennet, ein König sey ein Diener GOttes, als ein Rächer zum Zorne wider jenen, der Uebels thut. (o)

(o) 13. Hauptst. 1. u. 4. v.

Es ist freylich wahr, daß GOtt die Könige zuweilen nur mit zeitlichen Gütern für ihre Dienste belohne: aber man muß wissen, daß diese nicht ein verschiedlicher, sondern ein gleicher Lohn sowohl für böse als für gute sey. GOtt belehret uns dessen, wenn er bey Ezechiel (p) von Nabuchodonosor also spricht: Nabuchodonosor der König von Babel that mir mit seinem Kriegsheere große Dienste wider Tyrus: nun hat aber weder er, noch sein Heer seinen Lohn zu Tyrus für seine Dienste erhalten, welche er mir wider diese Stadt geleistet hat. Für jenen Dienst nämlich, durch welchen nach den Worten des Apostels der Herrscher ein Diener GOttes, und ein Rächer zum Zorne wider jenen ist, der Uebels thut. Alsogleich setzt der Prophet die Belohnung mit diesen Worten an: dessentwegen spricht GOtt der HErr dieses: sehet! Ich werde Nabuchodonosor den König von Babel in Aegypten bezahlen, und er wird Beute von diesem Lande

(p) 29. Hauptst. 18. Vers.

de ziehen, und sein Kriegsheer wird Belohnung haben. Wenn also GOtt die bösen Könige, da sie wider seine Feinde kämpfen, so reichlich bezahlet, ob sie schon nichts minder gedenken, als hiedurch GOtt zu dienen, sondern nur ihren Haß zu sättigen und ihren Muthwillen auszuüben im Sinne haben: wenn GOtt gegen diese so freygebig ist, daß er ihnen den Sieg wider die Feinde verleihe, Königreiche unterwerfe, und alles zur Beute preiß gebe, was wird sich für fromme Könige hoffen lassen, welche aus gottseliger Absicht das Volk GOttes beherrschen, und dessen Feinde bestreiten? Freylich verspricht er diesen keinen zeitlichen Lohn, aber den ewigen verheißt er ihnen zu geben, und diesen zwar in niemand andern, als in sich selbsten. Weidet, spricht Petrus (q) den Hirten des göttlichen Volkes zu, weidet die Heerde des HErrn, welche unter euch ist. . . . Denn wenn der Fürst der Hirten, Christus nämlich, der König der Könige, kommen wird, werdet ihr die unverwelkliche Krone der Ehre

---

(q) 1. Brief 5. Hauptst. 2. v.

Ehre überkommen. Welche Krone! Der HErr wird der Strauß des Frohlocken, und die Hauptzierde der Ehre für sein Volk seyn. (r)

Wollen wir die Vernunft zu Rathe ziehen, so versichert sie uns eben dieses. Alle Gemüther, welche einer gesunden Vernunft genießen, sind durch ein angebohrnes Kenntniß überzeuget, daß der Lohn der Tugend die Glückseligkeit sey. Die Tugend, oder das Vollkommene einer jeden Sache, ist nach der gemeinen Beschreibung jenes, was sowohl denjenigen, der sie besitzet, als auch dessen Werk, gut machet. (s) Nun trachtet ein jeder durch seine gute Handlungen dahin zu gelangen, wozu ihn die angebohrne Begierde zum heftigsten antreibt, dahin nämlich, daß er glückselig sey, welches jeder ohne Ausnahme unumgänglich nothwendig verlangen muß: folglich kann man dieses mit allem Grun-

(r) Isai. 28. Hauptst. 5. v.

(s) Quod bonum facit habentem, & opus ejus bonum reddit.

Grunde als den Lohn der Tugend hoffen, was den Menschen glückselig macht. Weil denn Gutes wirken ein Werk der Tugend ist: die Unterthanen aber gut beherrschen einem Könige zusteht, so muß auch jenes der Lohn desselben seyn, was ihn glückselig zu machen fähig ist. Wir wollen nun erwägen, was denn dieses sey.

Man nennet die Glückseligkeit das letzte Ziel der Begierden; denn der Trieb der Begierde lauft doch nicht unendlich fort, maßen diese Begierde der Natur eitel seyn würde, weil man ja das Unendliche nicht überschreiten kann. Indessen ist doch wahr, daß ein vernünftiges Geschöpf nach einem allgemeinen Gute eifere, und nur ein solches Gut allein fähig seyn werde, dieses Geschöpf glückselig zu machen, nach dessen Besitze nichts mehr kann begierdet werden. Dessentwegen nennet man die Glückseligkeit ein vollkommenes Gut, hiedurch anzudeuten, daß dieselbe alles, was man nur immer verlangen könnte, in sich schließen müsse. Wenn aber dieses ist, so stehen die

zeitlichen Güter schon außer der Rechnung; denn wer, zum Beyspiele, Geld besitzet, dieser verlanget noch immerzu mehrers: und so geht es auch im Besitze der übrigen Güter. Und gesetzt, man verlanget nicht mehrers, so verlanget man doch, daß die Güter beständig verbleiben, oder andere an ihrer Stelle nachrücken, weil doch kein weltliches Wesen beständig dauert: folglich kann kein irdisches Ding die Begierde ersättigen, oder jemand glückselig machen; und dessentwegen kann ein solches auch die ächte Belohnung für einen König nicht seyn.

Wir schreiten weiter fort. Die letzte Vollkommenheit jeder Sache, oder, ein vollkommenes Gut, hanget von einem obern Dinge ab. Wir sehen, daß die körperlichen Sachen durch den Zusatz besserer Theile verbesseret: und durch schlechtere verdorben werden. Vermischet man das Silber mit Golde, so wird jenes besser: geußt man Bley hinzu, wird es unrein, und also schlechter. Wenn es aber sicher ist, wie es in der That sicher ist, daß eines Theils die

Glück-

Glückseligkeit in der endlichen Vollkommenheit des Menschen, und in jenem unmangelhaften Gute bestehe, wohin sich alle sehnen: andern Theils aber alle irdische Dinge in einem geringern Werthe als das menschliche Gemüth sind, wie sollte was dergleichen einen Menschen glückselig zu machen: wie einen König sattsam zu belohnen, im Stande seyn? Nein, spricht Augustin im Buche von der Stadt GOttes, (t) keineswegs nennen wir die christlichen Fürsten darum glückselig, weil sie lange geherrschet, oder weil ihnen ihre herrschenden Söhne die Augen im Frieden geschlossen, oder weil sie die Feinde des gemeinen Wesen gedemüthiget haben, oder weil sie die Aufruhren der Bürger zu verhindern, oder selbe zu unterdrücken beglücket waren. : : : Sondern alsdann preisen wir selbe glückselig, wenn sie mit Gerechtigkeit herrschen. : : : Wenn es ihnen lieber ist über ihre Begierden, als über welch immer für Völker

ker

(t) 5. B. 24. Hauptst.

ker herrschen. Wenn sie alles, nicht aus Eifer für die eitle Ehre, sondern aus Liebe zur ewigen Glückseligkeit thun. = = = Solche christliche Kaiser, oder Herrscher, nennen wir indessen glückselig in der Hoffnung; denn in der That selbsten werden sie es erst alsdann seyn, wenn jenes kommen wird, was wir erwarten.

Allein auch neben dem irdischen ist kein anderes erschaffenes Wesen, welches die Glückseligkeit eines Menschen, oder die Belohnung eines Königs heißen mag. Die Begirrde einer jeglichen Sache zielet zurück auf ihren Ursprung, von welchem sie ihr Wesen hergeholet hat. Darum kann es nur der einzige GOtt allein seyn, welcher fähig ist, die Begierde des Menschen zu vergnügen, denselben glückselig zu machen, und für einen König die genugsame Belohnung zu werden. Er einzig und allein, als der Urheber der nach seinem göttlichen Ebenbilde erschaffenen menschlichen Seele.

Ueber diesen so wichtigen Punkt wollen wir noch eine Probe nachtragen. Gleichwie die menschliche Seele fähig ist, das allgemeine Gut durch den Verstand zu erkennen, und durch den Willen zu begierden: also ist auch außer GOtt selbsten kein allgemeines Gut zu finden: und also kann auch nichts den Menschen durch Erfüllung dessen Begierden glückselig machen, als GOtt allein: dieser ist es, der deine Begierde in allem Guten erfüllet. (u) In diesem muß also ein König mit dem König David seine Belohnung suchen; denn mein HErr, ruft dieser auf, was habe ich im Himmel: und was habe ich auf der Erde haben wollen ohne dich? (x) deßwegen machte er sodann seinen Entschluß mit folgender Antwort: Es ist mir aber gut, GOtt anhangen, und meine Hoffnung auf GOtt den HErrn setzen. (y) Ganz billig. Dieser

(u) Im 105. Psalm. 5. v.
(x) 72. Psalm. 25. v.
(y) 28. Vers.

ser ist es, welcher den Königen das Heil verschafft, nicht dieses zeitliche, welches Menschen und Thieren gemein ist, sondern auch jenes, von welchem Isaias in diesen Worten redet: **Aber mein Heil wird in Ewigkeit seyn.** (z) Das ist, jenes Heil, welches er nur den Menschen ertheilet, da er sie den Engeln gleich machet.

In diesem Verstande könnte man nun noch mit Wahrheit sagen, daß Ruhm und Ehre die Belohnung eines Königs seyen? denn welche menschliche und zergängliche Ehre kann dieser gleich seyn, daß der Mensch ein Bürger, ein Hausgenoß GOttes sey: daß er unter die Söhne GOttes gezählet werde, und die Erbschaft des himmlischen Reiches mit Christo erhalte? Diese Ehre ist es, wegen welcher der König David voll der Begierde und Verwunderung aufrufte: **O GOtt! deine Freunde sind zu viel geehret worden.** (a) Welcher Ruhm vom Menschenlobe kann überdieß mit jenem ver-

(z) 51. Hauptst. 8. v.
(a) 138. Psalm. 17. vers.

verglichen werden, welchen nicht eine betrügerische Zunge der Schmäuchler, nicht ein betrogener Wahn der Menschen verbreitet, sondern welcher aus dem Zeugnisse des innersten Gewissen entspringet, und von der Beystimmung GOttes bekräftiget wird, als welcher seinen Bekennern versprochen hat, daß auch Er sie in der Herrlichkeit seines Vaters vor den Engeln GOttes bekennen werde. Zum Ueberflusse kömmt auch noch dieses hinzu, daß jene, welche diese Ehre suchen, nicht nur diese finden, sondern auch die Ehre der Menschen, die sie nicht suchen, erhalten. Das Beyspiel haben wir an Salomon; denn dieser hat nicht nur Weisheit, welche er suchte, von GOtt erlanget, sondern er ist auch über andere Könige verherrlichet worden.

Neuntes Hauptstück.

Der Lohn der Könige und Fürsten ist der größeste im Himmel.

Was aber die Belohnung im Himmel betrift, muß man nicht denken, es sey für Kö-

nige nur eine gemeine bestimmet. Sie werden einen besonders fürtrefflichen Grad der himmlischen Glückseligkeit erlangen, wenn sie ihre königliche Pflichten gut und löblich erfüllen; denn weil die Glückseligkeit eine Belohnung der Tugend ist, muß dieselbe auch nach dem Grade der Tugend steigen. Oder soll wer zweifeln, ob eine ganz besondere Tugend erfodert werde, nicht nur allein sich selbsten, sondern auch andere zu beherrschen? sie muß um so fürtrefflicher seyn, wie mehrers sie zu bemeistern hat. Wie man nach den körperlichen Kräften jenen für stärker hält, welcher mehrere überwinden, und schwerere Bürden tragen kann: also wird auch zur Beherrschung eines ganzen Hausgesindes eine größere Tugend erfodert: und eine noch weit größere zur Beherrschung einer ganzen Stadt, oder eines ganzen Landes, als zur Beherrschung seiner allein. Und dieses ist also die Ursache, daß einem Könige eine ganz besondere Glückseligkeit gebühre, weil er auch eine ganz besondere Tugend nothwendig hat seine Pflichten wohl zu erfüllen.

Es gehet auch hier wie bey andern Handlungen und Künsten zu. Jene sind ruhmwürdiger, welche andre wohl leiten, als diese, welche sich nach einer andern Leitung wohl fügen. In den Wissenschaften sagt es was größeres, andere die Wahrheit lehren, als fähig seyn zu fassen, was man von anderen gelehret wird. Auch in den Künsten wird, zum Beyspiele, der Baumeister höher geschätzet, und reichlicher belohnet, der das Gebäude angiebt, als der Arbeiter, welcher dieses nach desselben Vorschrift durch seine Hand zu Stande bringt. Im Kriege wird die Ehre des Sieges vielmehr der Klugheit des Feldherrn, als der Soldaten Tapferkeit zugeschrieben. Wenn sich nun ein Beherrscher der Menge in allem jenem, was jeglicher anderer nach dessen Anleitung zu verrichten hat, eben also verhält, wie der Lehrer in den Wissenschaften, wie der Baumeister in den Gebäuden, und wie der Feldherr im Kriege, so verdienet er auch durch dieses, daß er seine Unterthanen wohl beherrschet, einen größern Werth, als jeder seiner Untergebenen,

welcher sich unter dem Könige wohl verhält.

Auch folgender Vernunftschluß paßt wohl zur Sache. Weil es doch von der Tugend herkömmt, daß eines Menschen Handlung gut werde, so muß eine größere oder mehrer gute Handlung auch unmittelbar einer größern Tugend zugeschrieben werden. Nun ist aber die Wohlfahrt einer ganzen Gemeinde ohne Zweifel ein größeres und mehr göttliches Gut, als das Wohl eines einzeln allein; denn dessentwegen wiederfährt zuweilen einem einzelnen ein Uebel, wenn dieses der ganzen Menge zum guten kömmt, wie, zum Beyspiele, ein Mörder erwürget wird, damit die Menge den Frieden genieße. Ja, GOtt selbst würde kein Uebel in der Welt gedulden, wenn er nicht zum Nutzen und zur Zierde der ganzen Allheit auch aus dem Bösen Gutes hervorzöge. Da es also die Pflicht eines Königs ist, daß er die Wohlfahrt der ganzen Menge emsig besorge, gebühret ihm auch ein größerer Lohn für seine

gute

gute Beherrschung, als einem Unterthane für eine gute Handlung.

Die Sache klärer zu bekräftigen, wollen wir uns etwas in das Sonderheitliche verbreiten. Nicht wahr? die Menschen loben eine für sich einzelne Person: und GOtt rechnet es ihr auch zur Belohnung auf, wenn sie dem Bedürftigen beyspringt, wenn sie unter den Uneinigen Friede macht, wenn sie den Unterdrückten aus den Händen des Mächtigern entreißet: und wenn sie endlich zum Heile eines andern durch Rath oder That verhilft. Um wie viel mehrer also ist jener von den Menschen zu loben, von GOtt zu belohnen, welcher in einem ganzen Lande den Frieden blühen macht, die Gewaltthätigkeiten in Schranken hält, die Gerechtigkeit unterstützt, und durch seine Befehle sowohl als Gesetze vorschreibt, was die Leute zu thun haben.

Die Größe einer königmäßigen Tugend verräth sich hierinn am meisten, daß ein König ganz besonders ein Vergleichniß mit GOtt

habe; denn er thut im Reiche, was GOtt in der Welt macht. Darum werden auch die Richter des Volkes Götter genennet. (b) Aus diesem Grunde folget wiederum, daß gute Könige GOtt sehr angenehm sind, und von ihm reichlichst müssen belohnet werden; denn GOtt ist ein Wesen um so angenehmer, wie näher es ihm durch die Nachahmung beykömmt. Seyd Nachahmer GOttes, ermahnet Paulus die Epheser, (c) wie die liebsten Söhne. Ja sogar ein Thier liebt nach dem Spruche des Weisen seines gleichen, nachdem nämlich die Ursachen einigermaßen eine Gleichheit mit jenem haben, was sie verursachen.

Die Worte Gregorius, derer ich mich hier bedienen will, sind sehr beträchtlich. Was ist die Ungestüme des Meeres anders, fraget er, als die Ungestüme des Gemüths? Auf stillem Meere mag auch ein Unerfahrner das Schiff wohl leiten: aber wenn

(b) 2. B. Moyses 22. Hauptst.
(c) 5. Hauptst. 1. Vers.

wenn das Meer durch das stürmende Ungewitter in die Wuth getrieben wird, geräth auch ein geschickter Steuermann in Verwirrung. Auf gleiche Weise wird auch in der Beschäfftigung mit der Beherrschung der Gebrauch des guten Werkes selbst insgemein verlohren, den man in der Stille und Ruhe erhalten hat. Gewiß ist es sehr schwer zu bewirken, daß man, wie Augustinus schreibet, unter den erhöhenden und verehrenden Zungen, und unter den Aufwartungen der als zu kriechend Grüßenden nicht erhoben werde, sondern noch immerzu dessen, daß man ein Mensch ist, ingedenk bleibe. Glückselig ist jener Mann, spricht auch Ecclesiasticus, (d) welcher nicht nach dem Golde hingegangen ist, welcher auf den Reichthum des Geldes nicht gehoffet hat: welcher ungestraft hat übertretten können, und nicht übertretten hat: welcher Böses hat thun können, und nicht gethan hat. Auf welche Weise er, gleichsam

(d) 31. Hauptst. 8. v.

in dem Werke der Tugend geprüfet, getreu befunden ist worden. Dessentwegen ist auch der Spruch Biantens wahr: die Herrschaft zeiget den Mann; denn viele stürzen von der Tugend ab, wenn sie auf den Gipfel der Herrschaft kommen, welche tugendhaft geschienen haben, da sie noch in der Niedere saßen. Allein eben diese Beschwerlichkeit, welche dem Fürsten Gutes zu wirken im Wege steht, macht sie auch einer größern Belohnung würdig: und wofern sie sich aus Schwachheit zuweilen verfehlen, entschuldiget sie eben gesagte Beschwerlichkeit leichter bey den Menschen, und bringet ihnen von GOtt geschwindere Verzeihung zuwegen, wenn sie nur nach Augustins Ermahnen nicht vernachläßigen, ihrem wahren GOtt die Opfer der Demuth, des Erbarmen, des Gebeths für ihre Sünden darzubiethen. Sie finden die Probe hierüber zu ihrem Troste an dem israelitischen Könige Achab, für welchen, ob er wohl vieles gesündiget hatte, GOtt dennoch dem Propheten Elias versprach: Weil er sich meinetwegen verdemüthiget hat, will ich

dieses Uebel in seinen Tagen nicht geschehen lassen. (e)

Zum Beschlusse dieses Satzes, daß den Königen ein besonders vorzüglicher Lohn gebühre, will ich den bisherigen Vernunftsgründen noch eine einzige Probe aus der H. Schrift beyfügen. Der Prophet Zacharias versichert uns, (f) daß an jenem Tage der Glückseligkeit, an welchem der HErr, der Beschützer der Einwohner in Jerusalem (das ist, in dem Ansehen der ewigen Ruhe) seyn wird, daß damals die Häuser anderer seyn werden, wie das Haus Davids, weil nämlich alle Könige seyn, und mit Christo, wie die Glieder mit dem Haupte, herrschen werden: das Haus Davids aber seyn werde, wie das Haus GOttes. Er will sagen: gleichwie David durch das Beherrschen die Stelle GOttes unter dem Volke getreulich versehen hat, also wird er auch in der Belohnung GOtt näher seyn, und demselben anhangen. Sogar die blinden Heyden erblickten einigermaßen et-

welche

(e) 3. Buch der Könige 21. Hauptst. 29. v.
(f) 12. Hauptst.

welche Funken von diesem Lichte, aber nur im Traume; denn sie glaubten, daß die Beherrscher und Erretter der Städte in Götter verwandelt würden.

Zehntes Hauptstück.

Auch die zeitlichen Güter kommen einem Könige, nicht aber einem Tyranne, zum Nutzen.

Da nun den Königen eine so große Belohnung in der himmlischen Glückseligkeit vorbereitet ist, wenn sie wohl herrschen, so haben sie emsigst auf sich selbst acht zu geben, damit sie sich in keine Tyranney verliehren. Nichts muß ihnen so reizend seyn, als eben auch der königlichen Ehre wegen, durch welche sie auf der Erde hervorgeleuchtet haben, auch zur Herrlichkeit des himmlischen Reiches übersetzet zu werden. Die Tyrannen verstoßen sich gewaltig, da sie schnöden Erdentandes wegen die Gerechtigkeit mißhandeln, und hiedurch jenen übergroßen Lohn verliehren, den ihnen eine gerechte

rechte Herrschaft erworben hätte. Wenigstens kann es niemand anderer, als ein Thor, oder ein Ungläubiger seyn, welcher nicht erkennet, wie thöricht es sey, um derley klein irdischer Güter willen die größesten und ewigen verscherzen.

Indessen ist es doch gewiß, daß eben diese zeitlichen Vortheile, wegen welchen die Tyrannen die Gerechtigkeit an den Nagel henken, weit mehrer jenen Königen zum Nutzen kommen, welche die Gerechtigkeit handhaben. Erstens ist es gewiß, daß unter allen irdischen Ergötzlichkeiten keine einer würdigen Freundschaft den Vorrang nehme; denn diese ist es, welche die tugendlichen Gemüther in eines zusammen verbindet, die Tugend selbst erhält und befördert. Diese ist es, welche sich in die Glücks-händel nicht bis zum Ueberdruße eindringet, und welche in den Unglücksfällen nicht verläßt. Diese ist es, welche das größte Vergnügen, und zwar also erweckt, daß alles Vergnügen im Mangel guter Freunde abgeschmackt wird: entgegen

gegen werden bey einer liebreichen Freundschaft alle Beschwernisse erleichtert und vernichtet. Es ist sogar keine Grausamkeit eines Tyrannes so verwildet, daß sie nicht an der Freundschaft Vergnügen finde. Dionys, weiland Tyrann zu Syrakus, war im Begriff einen aus zweyen Freunden (Damon und Pythias hießen sie) um das Leben bringen zu lassen. Der Verurtheilte erhielt noch Verschub, damit er zuvor nach Hause reisen, und seine Sachen in Ordnung bringen könnte; denn sein Freund trug sich dem Tyranne bis auf desselben Rückkehr zur Geisel an. Da nun der erstere bey Herannäherung des bestimmten Tages noch nicht zugegen war, schalt jedermann dessen Bürge einen Thoren. Allein er widersetzte, daß ihm wegen der Beständigkeit seines Freundes gar nicht bange wär: und eben zur Stunde, in welcher das Urtheil sollte vollzogen werden, kömmt der zum Tod Verdammte an. Der Tyrann mußte über den Edelmuth dieser beyden erstaunen: er sah das Todesurtheil zur Belohnung der Freundschaftstreue nach, und

bath, sie beyde möchten ihn als den dritten in ihre Freundschaft zählen.

Jedennoch, wie könnte es Tyrannen gelingen, Freunde zu überkommen, wenn sie dieselben noch so brünstig erseufzen sollten? da sie nicht den gemeinen, sondern ihren sonderheitlichen Nutzen suchen, pflegen sie wenige Gemeinschaft oder Mittheilung gegen die Unterthanen: und also mangelt der Grund, da sich alle Freundschaft auf einige Mittheilung oder Gemeinschaft steuret; denn wir sehen, daß nur jene untereinander mit Freundschaft verknüpfet sind, welche entweder ein gemeinsames Herkommen, oder gleiche Sitten, oder sonst ein gemeinsames Gewerb unter sich haben. Es wird also eine kleine, oder gar keine Freundschaft zwischen einem Tyrannen und seinen Untergebenen obwalten. Die durch tyrannische Ungerechtigkeit unterdrückten Unterthanen, wenn sie statt der Liebe nur Verachtung erfahren, lieben keineswegs entgegen: die Tyrannen aber können sich dessentwegen, daß sie nicht geliebet werden, gar

nicht beklagen, sie stellen sich nicht also an, daß man sie lieben könnte. Glückseliger sind die guten Könige: sie nehmen sich um die Beförderung des gemeinen Besten wacker an. Diese Könige werden also von den meisten geliebt, weil sie zeigen, daß auch sie die ihrigen lieben; denn so ehrvergessen kann doch ein ganzes Volk niemal seyn, daß es seine Freunde hasse, und seinen Wohlthätern Gutes mit Bösem vergelte.

Eine richtige Folge aus dieser Liebe ist die Dauer der Herrschaft für solche Könige, weil sich die Unterthanen nicht weigern, alle Gefahren für sie auszuhalten. Suetonius macht durch Julius Cäsar die Probe. Dieser liebte seine Soldaten so ernstlich, daß er sich weder Bart noch Haare beschnitt, bevor er Rache genommen hätte, wenn er hörte, daß einer aus ihnen erschlagen ist worden. Er verband sich aber hiedurch seine Leute so sehr, und machte sie so tapfer für sein Heil, daß viele aus ihnen in ihrer Gefangenschaft ihre Freyheit ausschlugen, da man ihnen dieselbe unter diesem Bedingniß

antrug, wider Cäsarn zu streiten. Augustus Octavianus, ein sehr mäßiger Kaiser, ward von seinen Unterthanen so sehr geliebt, daß viele auf ihren Sterbebettern noch anbefohlen hatten, man sollte ihre verlobten Opfer schlachten, weil ihr geliebter Kaiser nach ihrem Tode noch bey Leben wäre. Ein Fürst hat sich also von keiner Beunruhigung seiner Herrschaft zu fürchten, den sein Volk so einhellig liebt. Welcher König die Armen in der Gerechtigkeit richtet, dessen Thron wird auf ewig bestättiget werden. (g) Aber die dem Volke verhaßte Beherrschung eines Tyrannes kann nicht Stand halten; denn jenes läßt sich nicht lange erhalten, was vieler Wünschen zuwider ist. Es geschiehet kaum, daß jemand seine ganze Lebensfrist ohne alle Widerwärtigkeit durchbringe. Zur Zeit der widrigen Zufälle aber mangelt die Gelegenheit nicht, sich wider einen Tyrann zu erheben: und wo es an der Gelegenheit nicht gebricht, ist leicht einer aus vielen zu finden, welcher sich derselben be-

(g) Sprüchw. 29. Hauptst. 14. v.

dienet. Das Volk fällt einem solchen Anfänger mit Freuden zu: und es ist auch nicht leicht ohne Wirkung, was mit Einstimmung des Volkes geschiehet. Siehe also, wie es kömmt, daß die Herrschaft eines Tyrannes kaum jemals lang dauren könne.

Ein so frühzeitiges Ende einer tyrannischen Herrschaft ergiebt sich aus jenen Mitteln selbst, wodurch man dieselben bevestigen will. Gewißlich wird die Liebe den Thron eines Tyrannes nicht bevestigen; denn wie wir eben gesehen haben, hat ein solcher wenige oder gar keine Freunde unter den Seinigen. Er darf sich aber auch auf die Treue der Unterthanen nicht verlassen, so tugendhafte Gemüther giebt es wenige, welche die Treue zurückhält, damit sie das Joch einer unverschuldeten Dienstbarkeit nicht abwerfen, wenn sie können. Vielleicht wird man sich auch bereden, es sey, wie viele meynen, der Treue nicht zuwider gehandelt, wenn man einer tyrannischen Bosheit, wie immer möglich, entgegen komme. Also ist die

Furcht

Furcht die einzige Stütze des Thrones eines Tyrannes: wenigstens beeifern sich solche alles Ernstes, von den Ihrigen gefürchtet zu werden. Aber, o welch eine schwache Grundsäule ist die Furcht! wer aus Furcht gehorsamet, der erwartet nur eine Gelegenheit, worinn er ungestraft zu bleiben hoffen mag; und sodann bricht er wider die Herrscher um so feuriger los, wie mehr er wider seinen Willen nur von der einzigen Furcht zurück gehalten ist worden. Er macht es, wie das gewaltthätig verschlossene Wasser, welches bey der ersten Oeffnung nur um so ungestümer hervorspringt. Uebrigens ist die Furcht schon an sich selbst ohne weitere Gelegenheit gefahrvoll, und kann die tyrannische Herrschaft kaum jemals lang bestehen lassen; denn die übermäßige Furcht verleitet die meisten zur Verzweiflung, und die Verzweiflung stürzet das Gemüth in die Verwegenheit, alles kühn ohne Scheu zu wagen.

Die Beyspiele geben in diesem Falle der Vernunft vollkommen recht. Man erwäge die

ältern Zeiten, und die jetzigen Begebenheiten. Kaum wird man eine Herrschaft eines einzigen Tyrannes von einer langen Dauer finden. Aristoteles zählet in seinen Staatsschriften deren eine ganze Reihe her, und alle waren mit ihrer Herrschaft bald am Ende. Hat es jezuweilen einem länger gelungen, geschah es darum, weil er die Tyranney nicht gar zu sehr übertrieben hat, sondern in vielen Dingen sich königlich mäßigte.

Eine Haupturſache des Unbestandes dergleichen Herrschaften machen die göttliche Urtheile aus. GOtt ist es, der einen gleißnerischen Menschen wegen den Sünden des Volkes herrschen macht. (h) Ich will sagen, einen Tyrann, weil man keinen mit mehrerem Fuge einen Gleißner nennen kann, als jenen, welcher zwar die königliche Pflicht auf sich nimmt, aber dennoch einen Tyrannen macht; denn jener ist ein Gleißner, oder ein verstellter Mensch, welcher die Person eines andern

(h) Job 34. Hauptst. 30. v.

andern auf eine Art, wie es in den Schauspielen geschiehet, vorstellet. GOtt läßt es also zu, die Sünden der Unterthanen zu bestrafen, daß Tyrannen zur Herrschaft gelangen: allein diese Strafe pflegt in der H. Schrift der Zorn GOttes genennet zu werden. **Ich werde euch einen König in meinem Grimme geben.** (i) Unglückselig also jener König, welchem es nur gelungen hat, die Herrschaft über das Volk im Zorne GOttes zu erschnappen; denn sein Herrschen wird nicht lange dauern, **weil GOtt sich zu erbarmen nicht vergessen, und seine Erbärmnisse im Zorne nicht einhalten wird** (k); **denn er ist geduldig, und von vieler Barmherzigkeit, und erbittlich über die Bosheit.** (l) Dessentwegen wird er die Tyrannen nicht lange herrschen lassen, sondern da er das Ungewitter durch ihre Beförderung über das Volk ergossen hat, wird er demselben durch die Verstoßung der Tyran-

 nen

(i) Oseas 13. Hauptst. 11. vers.

(k) 76. Psalm 10. vers.

(l) Joel 2. Hauptst. 13. v.

nen auch die Ruhe wieder geben. GOtt hat die Stühle der stolzen Fürsten zerbrochen; und sanftmüthige statt ihrer sitzen lassen. (m)

In Rücksicht auf den Reichthum, lehret uns eben auch die Erfahrung, daß die Könige durch die Gerechtigkeit reicher werden, als die Tyrannen durch die Räuberey. Sehen wir nur auf diese einzige Ursache hin. Die Herrschaft der Tyrannen mißfällt den Untergebenen; also müssen jene nur auf die einzige Leibwache sehr vieles und mehrers verwenden, als sie von dem Volke rauben können, um nur von ihren Unterthanen sicher zu seyn. Die Herrschaft der Könige ist dem Volke angenehm: dieser hat mithin so viele Leibwächter, als Unterthanen, welche ihn doch nichts kosten; wohl aber geben sie ferner ihren Königen in Nothfällen zuweilen mehrers, als Tyrannen würden erbeuten können, und also wird Salomons Ausspruch erfüllet: *Einige* (Könige nämlich) ver-

(m) Ecclesiasticus 10. Hauptst. 17. v.

vertheilen ihr eignes, da sie ihren Untertha- nen Gutes thun, und sie werden reicher. Andere (die Tyrannen) rauben, was ihnen nicht gehört, und sind allezeit im Man- gel. (n) Gleicher Weise geschiehet auch dieses aus gerechtem Urtheile GOttes, daß jene, wel- che durch Ungerechtigkeiten Geld und Gut zu- sammenscharren, dasselbe unnütz verschwenden, oder dessen durch andere, aber gerechter Weise, entblößet werden. Salomon betheuret es wie- derum. Der Geizige, sagt er, wird vom Gelde nicht ersättiget werden, und wer das Geld liebet, wird keinen Nutzen dar- aus empfangen. (o) Und: Wer dem Geize nachhängt, verwirret sein Haus. (p) Im Gegentheile wird den Königen, welche Ge- rechtigkeit suchen, der Reichthum von GOtt, wie dem Salomon, beygezählet, welcher, da er die Weisheit, um gerecht zu richten, erbath, das Versprechen vom Ueberflusse des Reich- thums erhielt.

(n) Sprüchw. 11. Hauptst. 24. v.
(o) Ecclesiastes 5. Hauptst. 9. v.
(p) Sprüchw. 15. Hauptst. 27. v.

Vom Ruhme was beyfügen wollen, würde wohl überflüßig seyn; denn wer will zweifeln, daß gute Könige nicht nur in ihren Tagen, sondern auch nach dem Tode, so zu sagen, im Lobe der Menschen leben, und ein stetes Verlangen nach sich zurücke lassen? Da im Widerspiele der Name der Bösen entweder gleich verlohren geht, oder, wenn sie von einer ganz besondern Bosheit waren, mit ihrer Verabscheuung gemeldet wird. Das Gedächtniß des Gerechten, spricht abermal Salomon, wird im Lobe blühen: aber der Name der Gottlosen wird verfaulen. (q) Weil er nämlich entweder zerfallen ist, oder nur mit einem greulichen Gestanke verharren wird.

Eilftes Hauptstück.

Den Tyrannen stehen schreckliche Schaden, den Königen zur Warnung, zu erwarten.

Bisher hat man zu ersehen gehabt, daß die Beherrschungsdauer, der Reichthum, die Ehre, und

(q) Sprüchw. 7. Hauptst. 10. v.

und der Ruhm mehrer den Königen als den Tyrannen zum Theile werden, obwohl ein Fürst nur wegen dem unmäßigen Verlangen dieser Güter in eine Tyranney ausschweifet; denn niemand weichet von der Gerechtigkeit ab, wenn ihn nicht die Begierde einiges Vortheils hiezu verleitet. Allein dieser Verlurst wäre noch erträglich, wenn die Tyrannen nicht auch jene höchste Glückseligkeit, den Lohn der Könige, einbüßeten, und was noch schwerer, statt dessen die entsetzlichste Qual zur Strafe erhielten.

Wer will hieran zweifeln? wer einen einzigen Menschen beraubet, zum Sclaven macht, oder entleibet, verdienet jene größeste Strafe, welche in dem menschlichen Urtheile der Tod, in dem göttlichen die ewige Verdammniß ist. Wie mehrer ist zu schließen, daß ein Tyrann weit ärgere Strafen verdiene, welcher auf allen Seiten alle beraubet, allen die Freyheit abnimmt, und nach seinem Muthwille jeglichen um das Leben bringt. Wird ihn die Buße losmachen? ein solcher kann selten eine hinlängliche

wirken; denn die Hoffart bläßt ihn auf: GOtt verläßt ihn, weil es seine Sünden nicht anders verdienen: und das Schmäucheln seiner Wohldiener schläfert ihn ein. Neben dem, wann wird er zurückstellen, was er wider Recht und Billigkeit entrissen hat, welches er doch ohne Gnade zurückzugeben schuldig ist? Wann wird er jenen wiedergelten, welche er unterdrücket, oder wie immer widerrechtlich beschädiget hat? Was aber die Unbußfertigkeit der Tyrannen vollends verhärtet, ist ihr Wahn, in welchem sie glauben, daß ihnen alles erlaubt sey, was sie ungehindert und ohne Widerstand treiben können. Dessentwegen sind sie nicht nur ohne Sorge, jenes zu verbessern, was sie Uebel gethan; sondern da sie sich aus der Gewohnheit ein Recht machen, pflanzen sie die Kühnheit zu sündigen auch auf ihre Nachkömmlinge hinüber, und machen sich also vor GOtt nicht nur wegen ihren eigenen Lasterthaten schuldig, sondern auch wegen jenen, denen sie eine Gelegenheit zu sündigen hinterlassen zu haben, in den Augen GOttes erkennet werden.

Vorläufig aber bekommen ihre Sünden von der Würdigkeit ihres Amts schon ein starkes Gewicht: dessentwegen wird es GOtt auch in der Bestrafung, wie die irdischen Könige machen. Diese strafen ihre Diener, wenn ihnen solche entgegen sind, schärfer als andere. Also wird auch GOtt die Diener oder Ausüber seiner Herrschaft weit empfindlicher hernehmen, wenn dieselbe durch ihre Bosheit das Gericht GOttes in eine Bitterkeit verwandeln. Weil ihr, da ihr Diener jenes Reiches waret, (diese Stelle im Buche der Weisheit geht die bösen Könige an) nicht ächt geurtheilet, weder das Gesetz der Gerechtigkeit bewahret, noch nach dem Willen GOttes gewandelt habt, wird es greulich und entsetzlich über euch kommen; denn jene, welche andern vorstehen, werden auf das schärfeste gerichtet werden. Den Niedrigen wiederfährt Barmherzigkeit: die Gewaltigen aber werden gewaltige Peinen auszustehen haben. (r) Du wirst in die Hölle bis in

(r) 6. Hauptst. 5. v.

in den Abgrund geschleppet werden, die dich sehen werden, werden sich zu dir hinabneigen, und dich von dorther sehen, dräuete Isaias dem Könige Nabuchodonosor. (s) Das ist, die Verdammten werden dich sehen, als einen der tiefer als sie in der Hölle sitzt.

Wenn also die Könige an zeitlichen Gütern einen Ueberfluß, und wenn sie überdieß noch einen besonders herrlichen Grad der Glückseligkeit von GOtt zu hoffen haben; da entgegen die Tyrannen die zeitlichen Güter, welche sie verlangen, insgemein nicht erhalten: nebst diesem aber vielen Gefahren unterworfen sind, und, was noch das elendeste ist, nachdem sie die ewige Güter verlohren haben, auch noch erschrecklichst gestrafet werden: so macht sich der Schluß von selbsten, daß jene, welche das Amt zu herrschen auf sich nehmen, sich emsigst befleißen sollen, gegen ihre Unterthanen Könige, nicht Tyrannen zu seyn. Und mit diesem soll nun jenes, was wir über diese Punkten bisher geschrieben

(s) 14. Hauptst. 15. 16. v.

schrieben haben: Was ein König sey? daß es einer Menge ersprießlich, einen König zu haben: und endlich: daß es auch einem Herrscher gedeihlich sey, ein König für sein Volk, und kein Tyrann zu seyn, genug geschrieben sey.

Zwölftes Hauptstück.

Der König hat sich in seiner Beherrschung, wie Gott in der Welt, und die Seele in dem Körper, zu verhalten.

Die Folge aus dem Vorgegangenen befiehlt uns jetzt die Pflichten eines Königs, und wie sich ein solcher anzuschicken habe, zu untersuchen. Weil nun die Kunstwerke jenen der Natur nachahmen; denn aus den Naturwerken erholen wir es, daß wir nach der Vernunft wirken können: so scheinet am besten gethan zu seyn, wenn wir die Pflichten eines Königs aus der Einrichtung der natürlichen Beherrschung herleiten.

Zweyerley Beherrschungen sind in der Natur zu finden: eine allgemeine, und eine sonderheitliche, Die allgemeine ist jene, kraft welcher alles unter der Oberherrschaft GOttes steht, welcher durch seine Fürsichtigkeit alles beherrschet. Eine sonderheitliche Beherrschung, welche der göttlichen zum nächsten gleichet, findet sich in dem Menschen, welchen man auch dessentwegen die kleinere Welt nennet, weil in ihm ein Abriß der allgemeinen Beherrschung angetroffen wird. Denn gleichwie alle körperliche Geschöpfe, und alle geistige Kräften unter der Herrschaft GOttes stehen: also werden auch alle Glieder des Körpers und alle Kräften der Seele von der Vernunft beherrschet, daß sich also einigermaßen die Vernunft in dem Menschen verhält, wie GOtt in der Welt.

Nun ist aber der Mensch, wie wir oben schon erwähnet haben, ein von Natur aus gesellschaftliches, und in einer Menge lebendes Thier: dessentwegen findet sich in dem Menschen einige Gleichheit mit der göttlichen Beherr-

herrschung nicht nur darum, weil ein jeder einzelner Mensch durch die Vernunft beherrschet wird, sondern auch aus dieser Ursache, weil die Vernunft eines einzelen Menschen ein ganzes Volk beherrschet, welches meistens zum Amte eines Königs gehört, wovon wir auch einige Gleichheit bey etwelchen Thieren, zum Beyspiele, bey den Bienen finden, als welche auch ihren König haben sollen, obschon nicht auf diese Art, als ob ihre Herrschaft in der Vernunft bestünde; denn diese herrschen nur aus einem ihnen eingepfropften natürlichen Triebe, welchem sie von dem höchsten Herrscher, nämlich von dem Urheber der Natur, erhalten haben.

Folglich muß ein König erkennen, daß er diese Pflicht auf sich genommen habe, daß er sich im Reiche verhalte, wie die Seele im Körper, und wie GOtt in der Welt. Wenn er dieses ernstlich erwäget, wird das letztere den Eifer für die Gerechtigkeit in ihm entzünden; denn er sieht, daß er zu diesem verordnet sey,

um

um in seinem Reiche das Gericht anstatt GOttes zu verwalten. Das erste aber wird ihn mit Sanftmuth und Gütigkeit anfüllen, weil er alle und jede, welche unter seine Herrschaft gehören, für seine eigene Glieder halten wird.

Dreyzehntes Hauptstück.

Der König soll die Beherrschungsordnung von beyden erwähnten Urbildern hernehmen.

Es wird also wohl gethan seyn, wenn man betrachtet, was GOtt in der Welt mache; denn aus diesen werden die Könige einsehen, was ihnen zu thun bevorstehe. Ueberhaupt sind zwey Werke GOttes an der Welt zu erwägen. Eines, wodurch er die Welt eingerichtet hat: das zweyte, wodurch er dieselbe beherrschet. Diese beyde Werke verrichtet auch die Seele an dem Körper; denn dieser wird durch die Kraft der Seele eingerichtet, und durch eben diese Seele sowohl bewegt, als beherrschet. Aus diesen beyden Werken bezieht sich eigentlich das

letztere

letztere auf das königliche Amt; denn alle Könige geht die Beherrschung so nahe an, daß sie von dieser sogar ihren Namen herbekommen: aber das erstere Werk betrift nicht alle Könige, weil die meisten nicht erst jene Stadt oder Land errichten, wo sie herrschen, sondern die Herrschaft über eine schon errichtete Stadt oder Land ergreifen.

Indessen ist doch gewiß, daß jemand habe vorgehen müssen, welcher eine Stadt oder ein Reich errichtete; denn sonst würde die Beherrschung hierüber nun nicht Platz greifen können: jener aber, welcher eine solche Stadt oder Reich errichtet hatte, mußte auch ein König seyn. So haben, zum Beyspiele, die Könige Ninus die Stadt Ninive, und Romulus Rom errichtet, worinn sie nachmals herrscheten. Was aber die Beherrschung selbst betrift, ist sie verbunden, jenes, was beherrschet wird, zu erhalten, und sich desselben nach jenen Absichten, zu denen es errichtet ist worden, zu gebrauchen. Dessentwegen kann man auch das Beherr-

schungsamt nicht vollkommen einsehen, wenn man nicht die Beschaffenheit der Errichtung wohl begreift.

Wir wollen also von der Errichtung eines Reiches zuerst reden, und die Beschaffenheit davon wiederum aus der Natur, nämlich von der Einrichtung der Welt, herholen. Hier finden wir im Anfange die Hervorbringung der Sachen selbst: sodann eine wohlgeordnete Entscheidung der Theile dieser Welt. Ueberdieß eine Vertheilung verschiedener Gattungen der Geschöpfe in jegliche Theile desselben: als zum Beyspiele, die Versetzung der Sterne an den Himmel, der Vögel in die Luft, der Fische in das Wasser, der übrigen Thiere auf die Erde. Letztlich zeiget sich auch, daß die göttliche Fürsichtigkeit jegliches aus allen diesen mit seinen Unterhaltungsmitteln zum Ueberflusse versehen hat. Die Beschaffenheit dieser Einrichtung hat uns Moyses scharfsinnig und emsig beschrieben. Im Anfange, spricht er, hat GOtt Himmel und Erde erschaffen. Alsdann

meldet

meldet er, wie der HErr auf eine anständige Weise alle Dinge von einander geschieden habe: den Tag von der Nacht, die obere Dinge von den Untern, das Meer von der vesten Erde. Hierauf folget die Auszierung des Himmels mit den Lichtern, der Luft mit den Vögeln, der Erde mit den übrigen Thieren. Letztlich wird die Herrschaft des Menschen über die Erde und über die Thiere erörtert. Den Gebrauch aber, oder die Nützlichkeit der Planeten für Menschen und Vieh zugleich, rücket er nach der Anordnung der göttlichen Fürsichtigkeit auch noch bey.

Nun kann zwar ein Errichter einer Stadt oder eines Reiches, weder die Menschen noch den Ort, für ihre Wohnung, noch auch die Unterhaltungsmittel erschaffen, sondern er muß sich nothwendiger Weise derjenigen Dinge bedienen, welche die Natur schon vorbereitet hat, wie nämlich auch andere Künste den Zeug, über welchen sich ihre Hände beschäfftigen sollen, schon zum voraus von der Natur erhalten, zum

Beyspiele, der Schmied das Eisen, der Baumeister Holz und Steine. Dieses aber kann und muß auch ein Errichter einer Stadt oder eines Landes doch thun. Erstens muß er einen anständigen Ort erwählen, welcher die Inwohner durch seine reine Luft gesund erhalte, durch seine Fruchtbarkeit mit Nahrung versehe, durch seine Annehmlichkeit ergötze, durch seine Bevestigung wider die Feinde versichere. Mangelt dem Orte etwas von benannten Bequemlichkeiten, so wird jener doch der anständigste seyn, der die mehreren oder doch die nothwendigsten hievon besitzet. Zweytens ist vonnöthen, daß der Errichter einer Stadt oder eines Reiches den auserkohrnen Ort nach Erfoderung jener Stücke eintheile, welche zur Vollkommenheit einer Stadt oder eines Reiches unentbehrlich sind. Ich will sagen, wenn man ein Reich aufrichten will, muß man überlegen, welche Plätze für anzulegende Städte, welche für Flecken, welche für veste Schlösser die anständigsten sind: wiederum, wo man die Lehrschulen der Wissenschaften, wo die Uebungsgelegenhei-

ten für die Soldaten, wo die Niederlagen für die Handelsleute hin verlegen soll? und so von anderen zur Vollständigkeit eines Reichs nothwendigen Gegenständen zu reden. Will man eine Stadt errichten, gehet die Sorge auf die Bestimmung der Plätze zum Gottesdienste, zu den Rathsversammlungen, und für jegliche Künstler oder Handwerker zu Betreibung ihrer Gewerbe. Nach diesem hat man Leute zu versammlen, und dieselbe ihren Aemtern nach in taugliche Wohnungen zu setzen. Letztens muß man Fürsehung machen, daß keinem, nach eines jeglichen Stande und Beschaffenheit, an seinen Nothwendigkeiten etwas mangle; denn sonst kann weder ein Reich noch eine Stadt bestehen. Dieses also ist, was man überhaupt sagen kann, daß es ein König in einer der Einrichtung dieses Weltgebäudes gleichförmigen Pflanzung einer Stadt oder eines Reiches, zu beobachten habe.

Vierzehntes Hauptstück.

Die oberste Herrschaft in der Welt, stehet wegen dem Ziele, zu welchem die Menschen bestimmet sind, Christo dem HErrn zu.

Wir haben das Vorbild von der Errichtung einer Stadt oder eines Reichs, von der Einrichtung der Welt entlehnet: es will sich also fügen, daß wir auch die Beherrschungsweise, von der Herrschungsart über dieselbe annehmen. Vorläufig läßt sich beobachten, wie das Beherrschen nichts anders sagen wolle, als die Sache, welche man beherrschet, zu ihrem eigenen Zwecke anständig leiten. Man sagt von dem Steuermanne, er beherrsche das Schiff, wenn er es durch seinen Fleiß gerade hin und unverletzt in den Haven bringt. Zwey Dinge hat also der Herrscher zu bewirken, wenn eine Sache zu einem außer sich selbst gesteckten Ziele zu führen ist, wie zum Beyspiele, ein Schiff. Er muß die Sache unverletzt erhalten: und muß sie auch zum Ziele fortführen.

Wäre aber etwa eine Sache, die ihr Ziel nicht außer sich, sondern in sich selbst hätte, so läge dem Beherrscher weiter nichts ob, als dieses einzige, daß er besorgte, dieselbe Sache in ihrer Vollkommenheit unverletzt zu erhalten.

Nun ist unter allen Sachen nichts zu finden, welches seinen Zweck nicht außer sich selbsten habe, als GOtt allein, welcher das letzte Ziel aller Dinge ist. Für dieses aber, was seinen Zweck außer sich hat, sorgen verschiedene auf vielfache Weise. Einer sorget, die Sache in ihrem Stande zu unterhalten, ein anderer, dieselbe zu ihrer weitern Vollkommenheit zu betreiben. Wie es in einem Schiffe zugeht, wovon wir die Beherrschungsart erholen: da nämlich der Zimmermann bedacht ist, das Zerfallene zu ergänzen, der Steuermann aber das Schiff an den Port zu setzen: also füget es sich auch bey dem Menschen. Der Arzt bemühet sich, ihn gesund zu erhalten; der Hauswirthschafter, ihm die Nothdurft zu reichen; der Lehrer, ihm die Wahrheit beyzubringen; der Sittenrichter,

 ihn

ihn an eine vernünftige Lebensart zu gewöhnen. Und wenn der Mensch nicht für ein äußeres Ziel, oder für ein außer sich zu suchendes Gut gemacht wäre, würden diese Besorgungen für denselben erklecken. Allein der Mensch hat ein für sich bereitetes Gut, welches außer ihm ist, wie lange er in diesem sterblichen Fleische lebt, nämlich seine letzte Glückseligkeit, die er in dem Genusse GOttes nach diesem Leben erwartet. Wie lange wir in diesem Körper sind, spricht der Apostel, (a) reisen wir außer GOtt in der Ferne. Ein Christ also, welchem Christus diese Glückseligkeit erkaufet, und welcher, um dieselbe zu erhalten, das Unterpfand des heiligen Geistes überkommen hat, bedarf auch einer andern, nämlich einer geistlichen Besorgung, damit er an den Port seines ewigen Heils geleitet werde, welche Besorgung die Diener der Kirche Christi zum Guten der Gläubigen zu verwalten haben.

Was

(a) 2. Brief an die Korinther 5. Hauptst. 6. v.

Was hieraus zu unserm Absehen dienet, ist dieses, daß man von dem Ziel einer ganzen Menge eben jenes Urtheil machen müsse, wie von dem Ziele eines einzeln Menschen allein. Wäre nun das Ziel eines Menschen was immer für ein inner dem Menschen selbst bestehendes Gut, so wäre auch das letzte Ziel, eine ganze Menge zu beherrschen, die Besorgung, wie diese solch ein Gut erlangen und immerzu erhalten könnte. In diesem Falle demnach, wenn etwa das letzte Ziel des Menschen oder eines ganzen Volkes, was Körperliches wäre, als da ist, das Leben und die Gesundheit des Leibes, so wäre es genug, wenn der König ein Arzt wäre. Wäre der überflüßige Reichthum dieses letzte Ziel, so könnte ein guter Hauswirthschafter einen König machen; wäre es das Erkenntniß der Wahrheit, so hätte der König das Amt eines Lehrers.

Jedoch es scheinet, daß das letzte Ziel einer zu vergesellschafteten Menge sey, nach der Vorschrift der Tugend zu leben; denn weil die Menschen sich dessentwegen versammeln, um mit-

einander gut zu leben, welches ein jeglicher, wenn er für sich allein sonderheitlich lebt, nicht erlangen kann, so scheinet ein tugendliches Leben das letzte Ziel einer versammelten Menge der Menschen zu seyn, weil ein gutes Leben unstreitig nach der Tugend eingerichtet seyn muß. Zeugschaft dessen giebt uns dieses, daß nur jene allein für Theile eines vergesellschafteten Volkes angesehen werden, welche mit einem guten Leben untereinander Gewerbe machen; denn wenn man sich versammelte, um nur gerade hin zu leben, so müßten auch die Thiere und die Sclaven ein Theil einer bürgerlichen Gesellschaft seyn. Würde man sich aber des Reichthums wegen versammeln, so gehörten alle Handelsleute in eine Stadt zusammen, wie man sieht, daß jene für ein Volk zusammen gerechnet werden, welche von einer Herrschaft zugleich unter gleichförmigen Gesetzen zu einem anständigen Leben angeleitet werden. Allein der Mensch, wenn er nach der Tugend lebet, hat noch ein weiteres Ziel vor sich. Er lebet nämlich nach der Tugend, um den Genuß GOttes zu erlangen, wie

wir

wir schon gemeldet haben. Weil dann ein ganzes Volk eben dieses Ziel für sich hat, wie ein jeglicher einzelner Mensch, so folget nothwendig, daß das Ziel einer vergesellschafteten Menge nicht dieses sey, daß sie nach der Tugend lebe, sondern daß sie durch ein tugendsames Leben zum Genusse GOttes gelange.

Hierüber entstehet nun die Frage, wessen Amt es sey, das Volk zu diesem Ziele anzuleiten? Wenn sich dieser Endzweck durch menschliche Kräften erreichen ließ, stünde die Anführung desselben ohne Zweifel dem Könige zu; denn wir halten vorläufig schon für einen eingestandenen Satz, daß man jenen einen König nenne, welcher die höchste Gewalt in den menschlichen Handlungen hat, wie auch ferner dieses unstreitig seyn wird, daß jene Herrschaft vortrefflicher sey, welche zu einem höhern Ziele bestimmet ist; denn man sieht, daß jener, dem das letzte Ziel zu besorgen obliegt, allezeit über diese herrsche, welche dieses behandeln, was zum letzten Ziele den Antrag macht. Nämlich

der

der Beherrscher des Schiffes, welcher die Schiffahrt zu leiten hat, befiehlt jenem, welcher das Schiff bauet, wie er dasselbe auf die See tauglich machen soll; der Stadtbeherrscher, der sich der Waffen bedienet, schreibet dem Waffenschmiede vor, wie er die Waffen schmieden soll. Auf unsre Frage also zu antworten, muß man eingestehen, daß, weil das Ziel des Menschen, der Genuß GOttes, nicht durch menschliche, sondern durch göttliche Kräften, die Gnade GOttes das ewige Leben, nach Paulus Worten (b), kann erlanget werden, daß, sage ich, keine menschliche Beherrschung fähig sey, sondern eine göttliche, um zu diesem Ziele zu leiten, nothwendig werde. Dessentwegen stehet diese Herrschaft demjenigen zu, welcher nicht Mensch allein, sondern auch GOtt ist, nämlich JEsum Christum, unserm HErrn, welcher die Menschen zu Söhnen GOttes gemacht, und in die himmlische Ehre eingeführet hat. Und diese Herrschaft ist eben jene, welche Ihm so übergeben ist worden, daß sie niemal zu

Grunde

(b) an die Römer 6. Hauptst. 23. v.

Grunde geht. Wessentwegen Er in der heiligen Schrift (c) nicht nur ein Priester, sondern auch ein König genennet wird, der König wird herrschen, und er wird klug seyn, also zwar, daß von ihm das königliche Priesterthum hergeleitet wird, und was noch mehr ist, alle Christgläubige, in wie weit sie nämlich seine Glieder sind, Könige und Priester genennet werden.

Damit aber das Geistliche mit dem Weltlichen nicht vermenget würde, ist diese Bedienung nicht den Königen, sondern den Priestern aufgetragen worden, und vorzüglich dem höchsten Priester, dem Nachfolger Petri, dem Statthalter Christi, dem römischen Bischofe, welchem alle Könige des christlichen Volkes, wie JEsu Christo dem HErrn selbst untergeben seyn müssen, und zwar aus diesem Grunde, weil demjenigen, welcher das höchste oder letzte Ziel zu besorgen hat, alle die übrigen untergeben sind, und durch seine Beherrschung geleitet werden

(c) Jerem. 23. Hauptst. 5. v.

den müssen, welche die vorgehende Zwecke zu besorgen haben. Freylich mußten die heydnischen Priester den Königen unterthänig seyn. Aber warum? weil das heidnische Priesterthum und ihr ganzer Gottesdienst nur auf Eroberung zeitlicher Güter angesehen war, welche Güter alle zusammen für das gemeine Beste des Volkes bestimmet sind. Auch in dem alten Gesetze liest man, daß die Priester unter den Königen stunden; denn auch in diesem sind dem gläubigen Volke irdische Güter, nicht zwar von den Teufeln, sondern von dem wahren GOtt, versprochen worden. In dem neuen Gesetze aber ist das Priesterthum höher, weil die Leute durch dieses zu den himmlischen Gütern überführet werden: folglich müssen in dem Gesetze Christi auch die Könige den Priestern untergeben seyn. Die göttliche Fürsichtigkeit schlichtete die Sache ganz verwunderlich, daß dieser Gebrauch in der Stadt Rom, als welche GOtt zum Hauptsitze des christlichen Volkes vorgesehen hatte, nach und nach zur Gewohnheit wurde; denn unsere Stadt, schreibet Valerius Maximus, hat allemal

lemal dafür gehalten, daß dem Gottesdienste alles nachzusetzen sey, auch sogar jenes, in welchem sie den Glanz der höchsten Herrlichkeit hat erblicken lassen wollen. Wessentwegen die Reichsherrschaft kein Bedenken getragen hat, der Heiligen zu dienen; denn sie urtheilte, daß man die Beherrschung über menschliche Dinge auf diese Weise erhalten würde, wenn man der göttlichen Macht gut und beständig würde gedienet haben. Eben dessentwegen ließ GOtt zu, daß auch im Reiche der Franken das Recht über das ganze Reich von den heydnischen Priestern, welche man Druiden nennete, entschieden wurde, wie uns Julius Cäsar in seinem Buche von dem fränkischen Kriege versichert, weil er haben wollte, daß der Gottesdienst des christlichen Priesterthums auch in diesem Reiche zu seiner Zeit herrlichst blühen sollte.

Fünfzehntes Hauptstück.

Der König, als der höchste Beherrscher aller irdischen Dinge, muß seine Herrschaft nach dem göttlichen Gesetze zu gutem des höchsten Zieles der Menschen einrichten, und dessentwegen auf die Errichtung, Fortpflanzung und Verbesserung einer guten Lebensordnung unter seinem Volke beflissen seyn.

Das Leben, welches die Menschen auf dieser Erde führen, ist jenes zu einem seligen Leben, als dem Ziele, bestimmtes Mittel, welches wir im Himmel hoffen, und alle eigenthümliche oder einzelne Güter, Reichthum, Gewinnste, Gesundheit, Beredsamkeit, Erfahrenheit sind zu dem allgemeinen Besten des Volkes, als zu ihrem Ziele bestimmte Mittel. Wenn also, wie wir schon gesagt haben, derjenige, welcher das letzte Ziel zu besorgen hat, allen jenen vorstehen und sie beherrschen muß, welche die Mittelzwecke, oder die zum letzten Ziele bestimmten

ten Dinge zu besorgen haben, so ist aus bisherigen Gründen sonnenklar, daß der König, gleichwie er jener Macht und Herrschaft, welche die Priester behandeln, untergeben seyn muß, also er auch selbsten über alle menschliche Geschäffte vorstehen, und diese durch die Macht seiner Herrschaft leiten muß.

Neben diesem ist aber auch dieser Satz richtig: daß jeglicher, der etwas verfertigen muß, was zu einem andern Dinge, das ist, zu seinem Ziele, bestimmet ist, auf dieses acht zu geben habe, daß er sein Werk zum vorgesetzten Zwecke tauglich mache. Der Waffenschmied muß den Säbel zum streiten brauchbar machen; der Baumeister muß das Haus zur Wohnung bequem einrichten. Dieser Grund voran macht uns schließen, daß das Amt eines Königs sey, das Volk auf solche Weise zu einem guten Leben anzuhalten, damit hiedurch die himmlische Glückseligkeit erlangt werden könne. Nämlich, er hat jenes anzubefehlen, was zur himmlischen Glückseligkeit leitet, und dieses nach

Kräften zu verbiethen, was hiewider streitet. Welcher aber der ächte Weg zur wahren Glückseligkeit sey, und welche Hindernissen es hierinnfalls gebe? läßt sich aus dem göttlichen Gesetze erlernen, worüber die Belehrung den Priestern anbefohlen ist, nach dem Zeugnisse des Propheten Malachias. Die Lippen des Priesters werden die Wissenschaft bewahren, und aus seinem Munde werden sie das Gesetz herholen. (d) Wessentwegen der HErr im Gesetzbuche befiehlt: Nachdem der König auf dem Throne seines Reiches sitzen wird, wird er sich das Buch dieses Gesetzes abschreiben, wozu er das Exemplar oder Grundbuch von dem Priester aus der Zunft Levi nehmen wird: und er wird es bey sich haben, und alle Tage seines Lebens wird er es lesen, damit er lerne den HErrn seinen GOtt zu fürchten, und seine Worte und Gebräuche zu bewahren, welche im Gesetze gebothen sind. (e)

Wenn

(d) 2. Hauptst. 7. v.
(e) 5. Buch Moys. 17. Hauptst. 18. v.

Wenn nun der König in dem göttlichen Gesetze erfahren ist, muß sein größter Eifer dahin abzielen und verwendet werden, wie das ihm unterthänige Volk gut leben könne. Dieser Eifer vertheilet sich in dreyerley Hauptpflichten. Erstens, muß ein König eine gute Lebensart bey seinen Unterthanen einführen: zweytens, muß er die eingeführte erhalten: und drittens, muß er die erhaltene immerhin zu einer bessern befördern.

Was das erste von diesen dreyen Stücken betrift, sind zwey Dinge zu einem guten Leben eines Menschen nothwendig. Eines ist das Hauptstück, nämlich nach der Tugend wirken, weil die Tugend jenes ist, durch welches man gut lebet: das zweyte ist ein Nebending, oder Hülfsmittel, worunter die Hinlänglichkeit der körperlichen Güter verstanden wird, in wie weit nämlich derer Gebrauch zur Ausübung der Tugend nothwendig ist. Die erste Hauptpflicht nun zu erfüllen, muß der sorgfältige Herrscher die Einigkeit unter dem Volke, welche man den

Frieden nennet, handhaben, so, wie die Natur selbsten die Einigkeit in dem Menschen verursacht. Und folglich kann man drey nothwendige Grundsäulen, ein gutes Leben des Volkes darauf zu bauen, annehmen; denn erstens muß man die ganze Menge in die Einigkeit des Friedens zusammen bringen. Zweytens hat man die durch das Friedensband vereinigte Menge zu guten Handlungen anzuleiten, weil eine Menge der Menschen, wenn es ihr an der Einigkeit des Friedens fehlet, sich selbst untereinander bekrieget, und also verhindert Gutes zu handeln, eben so, wie ein jeglicher einzelner Mensch nichts würde verrichten können, wenn nicht zum voraus die Einigkeit seiner Glieder bestünde. Drittens wird erfordert, daß die Wachsamkeit des Herrschers genugsamen Vorrath der Nothwendigkeiten, um gut zu leben, verschaffe.

Hat der König eine gute Lebenspflegung bey seinem Volke eingeführt, so muß seine zweyte Sorge seyn, eben diese auch zu erhalten.

ten. Hier finden sich drey Hindernissen, welche das gemeine Beste verstöhren. Eine derselben kömmt von der Natur her. Man muß zwar die gemeine Wohlfahrt des Volkes nicht nur auf eine gewisse und beschränkte Zeit, sondern gleichsam auf eine ewige Dauer einrichten. Allein die Menschen sind sterblich, sie können nicht ewig herhalten. Ja da sie noch wirklich leben, sind sie nicht allezeit von einerley Kräften, indem das menschliche Leben vielen Veränderungen unterworfen ist, wodurch geschieht, daß die Menschen in ihrem Leben hindurch nicht immerzu gleiche Fähigkeit haben, die Geschäffte wie bisher zu verrichten. Die zweyte Hinderniß wider die Erhaltung der allgemeinen Wohlfahrt entstehet aus einer innerlichen Seuche, aus der Bosheit des Willens, indem es Leute giebt, welche entweder zu träg sind, jenes zu erfüllen, was das gemeine Wesen erfodert, oder welche wohl gar der allgemeinen Ruhe schaden, weil sie durch die Uebertretung der Gerechtigkeit den Frieden in der Gemeinde verstöhren. Die dritte Hinderniß,

die der Erhaltung des gemeinen Wesen zuwider läuft, ergiebt sich von außenher, und ereignet sich, wenn die Anfälle der Feinde den Frieden zerreißen, und zuweilen ein Reich oder eine Stadt, bis in den Grund verwüsten.

Dieser dreyfachen Hinderniß muß sodann der König mit einer dreyfachen Obsorge begegnen. Erstens muß er um die Nachfolge und Wiederbesetzung derjenigen besorget seyn, welche verschiedene Aemter verwalten. GOtt machet es in seiner Beherrschung eben also. Er hat Fürsehung gethan, daß durch die Geburt oder Fortpflanzung immer neue Geschöpfe an die Stelle der vorigen kommen, um wenigstens auf diese Weise die Vollständigkeit der ganzen Allheit zu erhalten, weil doch die zergänglichen Wesen nicht immerhin eben dieselbigen verbleiben können. Diese Fürsehung ahmet der König nach, wenn er sich emsig bemühet, das gemeine Beste hiedurch zu erhalten, daß er immerzu andere in die Stelle der abgewichenen

nach

nachzurücken bedacht ist. Zweytens, muß er durch Gesetze und Verbothe, Strafe und Belohnungen seine Unterthanen vom Uebel abhalten, und zu Tugendwerken anfrischen. Hier giebt ihm wiederum GOtt die Vorschrift. Dieser hat den Menschen ein Gesetz gegeben, und jenen, welche dasselbe beobachten, giebt er die Belohnung, die Uebertretter aber zieht er zur Strafe. Drittens, muß der König beflissen seyn, das ihm untergebene Volk wider die Feinde sicher zu stellen; denn was würde es nützen, von innenher keine Gefahr wissen, sich selbsten aber wider die äußern Anläufe nicht beschützen können.

Nun ist die dritte Hauptpflicht eines Königs, in der Absicht, sein Volk gut einzurichten, noch übrig, nämlich, daß er beflissen seyn soll, die gut eingeführte und erhaltene Lebensordnung unter den Seinigen immerhin besser zu befördern. Dieser Pflicht geschiehet ein Genügen, wenn sich der König angelegen seyn läßt, in jeglichen vorerwähnten Stücken zu

verbessern, nachzusetzen, und endlich vollkommen zu machen, was sich Unordentliches und Mangelhaftes zeiget, und sich noch besser anrichten läßt. Eifert allezeit nach bessern Gnadengaben, ermahnet der Apostel die Korinther. (f) Dieses nun sind die Hauptstücke, welche zu dem Amte eines Königs gehören. Es geziemet sich aber, daß man von einem jeglichen insonderheit emsiger handle.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes

(f) 1. Brief 12. Hauptst. 31. v.

Zweytes Buch
Von der Herrschaft der Fürsten.

Erstes Hauptstück.
Ein König soll zur Anlegung einer Stadt, oder eines Reiches, eine zwischen Hitze und Kälte gleichmäßige Himmelsgegend erwählen.

Die Behandlung von den königlichen Pflichten wollen wir hier von Errichtung eines Reiches oder einer Stadt anfangen. Nach Vegetiens Rede wußten sich die mächtigsten Völker und die bekanntesten Fürsten den größten Ruhm nur durch die Erbauung neuer Städte, oder durch dieses zu erwerben, daß sie einige Erweiterung auf ihre Namen schrieben. Die Schrift stimmet bey, wenn sie sagt: (a) **Die Erbauung einer Stadt wird den Namen bevestigen.** Und wirklich würden wir

(a) Ecclesiasticus 40. Hauptst. 19. v.

heut zu Tage den Namen Romulus nicht wissen, wenn er nicht Rom erbauet hätte.

Wenn nun ein König die Wahl hat, muß er in Errichtung eines Reiches oder einer Stadt vor allem auf die Beschaffenheit der Landschaft acht haben, in welchem Falle er eine mäßige, oder die einer mittelmäßigen Witterung erkiesen soll. Solch eine Ortsbeschaffenheit erhält erstens unter vielen Bequemlichkeiten die Gesundheit und ein langes Leben; denn die Gesundheit, welche in dem Gleichmaße der Säfte bestehet, wird durch das Gleichmaß oder Mittelmäßigkeit des Ortes, wie jede andere Sache, von seines gleichens erhalten. Schlägt aber entweder die Hitze oder die Kälte vor, so muß sich auch die Beschaffenheit des Körpers nach der Luftsbeschaffenheit abändern. Einige Thiere sind in diesem Falle von Natur aus klug. Sie flüchten sich bey kalter Witterung in warme Oerter: und zur warmen Zeit ziehen sie wieder in die Kühle zurück, um durch diesen Ortwechsel allemal das Mittelmaß der Witterung beyzubehal-

ten;

ten; denn sonst würde ein Thier, als welches sein Leben durch die Wärme und Feuchtigkeit erhalten muß, durch die übertriebene Hitze seine natürliche Feuchtigkeit, und hiedurch auch das Leben bald verliehren, eben wie eine Kerze durch die übermäßige Flamme schnell zerschmelzt. Man sagt dessentwegen auch, daß in einigen der hitzigsten Mohrenländer die Leute nicht über dreyßig Jahre leben. Entgegen stocket in einigen gar zu kalten Ländern die natürliche Feuchtigkeit gleich zusammen, und die natürliche Hitze erlöschet.

Zweytens, trägt eine gelinde Orteswitterung oder mittelmäßige Himmelslage zum Kriegen, wodurch die menschliche Gesellschaft in Sicherheit erhalten wird, sehr viel Bequemes bey. Nach Vegetiens Erzählung, sind alle Völker, welche näher an der Sonne wohnen, zwar witziger als andere, haben aber weniger Blut, weil sie von der übermäßigen Hitze ganz ausgetröcknet sind: und dessentwegen haben sie weder Lust noch Standhaftigkeit in der Nähe

zu kämpfen. Sie scheuen die Wunden, weil sie wissen, daß sie ohnedem keinen Ueberfluß vom Geblüte haben. Im Gegentheile sind die mitternächtlichen Völker zwar minder witzig, aber Blut haben sie im Ueberflusse, und dessentwegen sind sie die streitbaresten Leute. Jenen also gelingt es zum Besten, derer Himmelslage eben die Mittelmäßigkeit zwischen Hitze und Kälte behält. Diese Leute haben Blut genug sowohl die Wunden als den Tod selbst zu verachten. Und es mangelt ihnen auch an Klugheit nicht, sich in den Lagern sittsam zu halten, und im Gefechte taugliche Räthe zu erfinden.

Letztlichen giebt eine Lage unter einer mittelmäßigen Himmelswitterung für ein politisches, bürgerliches oder staatisches Leben viele Vortheile. Die Leute, sagt Aristoteles, welche in kalten Ländern wohnen, haben zwar viele Herzhaftigkeit, aber wenig Verstand und Geschicklichkeit. Sie bleiben also lieber frey, leben nicht bürgerlich, und sind aus Mangel der Klugheit nicht im Stande, ihre Nachbaren zu beherrschen.

Die

Die Einwohner warmer Länder sind witzig und geschickt: aber weil es ihnen am Muthe fehlt, sind und bleiben sie unterthänig, da indessen die Völker, derer Lage das Mittel hält, von den beyden übrigen Theil nehmen, wessentwegen sie frey verbleiben, zum bürgerlichen Leben die tauglichsten sind, und andere zu beherrschen wissen. Aus welchem allen man also zu schließen hat, daß zu Errichtung eines Reiches oder einer Stadt jene Mittellage, oder jene zwischen Hitze und Kälte gleichmäßige zu erkiesen sey.

Zweytes Hauptstück.

Nach diesem ist die gesunde Beschaffenheit der Plätze selbsten, an welche man Städte verlegen will, wohl zu prüfen.

Wenn man nun eine taugliche Himmelsgegend erkiesen hat, muß man auch den Platz selbsten, auf welchem man eine Stadt anlegen will, erwählen. In dieser Wahl muß das Hauptaugenmerk auf eine gesunde Luft gerichtet wer-

werden; denn durch diese wird das natürliche Leben, als der Grund von dem bürgerlichen, gut erhalten. Nach Vegetiens Meynung, ist jener Ort der gesündeste, welcher hoch liegt, den Nebeln und Regen nicht viel unterworfen ist, weder eine zu hitzige, noch eine zu kalte Himmelslage genießt, auch von Pfützen und Morästen entfernet steht. Ohne Zweifel trägt eine erhöhte Lage zur Gesundheit der Luft vieles bey; denn diese stehet dem Durchwehen der Winde offen, welches die Luft reiniget: auch die Dünste, welche von der Sonne auf dem Wasser und auf der Erde aufgesogen werden, finden sich häufiger in den Thälern und niedrigen Oertern, als auf den Bergen, und folglich genießen hohe Lagen eine dünnere Luft. Diese dünnere Luft aber, als die Hauptnothwendigkeit freyen und gesunden Athem zu holen, verliehrt sich in neblichten und regnerischen Oertern, welche sonst allzufeucht sind: weßwegen die Erfahrung giebt, daß solche Plätze ungesund seyn. Weil nun morästige Oerter gar zu feucht sind, muß man die Städte weit davon entfernen;

nen; denn wenn die Morgenwinde bey Aufgang der Sonne diese Plätze durchstreichen, und sich die aus solchen Pfützen erhobene Nebel hiemit vereinigen, hauchen sie die vermischten Dämpfe der vergifteten Pfützenthiere aus, und vergiften den Ort selbsten. Doch ist es in diesen Fällen gut, wenn man um dergleichen Pfützen, da sie gegen Mitternacht herum, und am Meere liegen, Mauern aufführet, besonders wenn ihre Lage höher als das Meerufer ist. Wenn man noch dazu Gräben aufschlägt, durch welche das Wasser an das Gestade ablaufen kann, so wird das Meer, wenn es sich in seiner Ungestüme in diese Pfützen ergießt, dergleichen Thiere nicht aufkommen lassen, und die ungewöhnte Säure wird noch jene Thiere tödten, welche sich etwa von oben herab in solche Moräste werfen.

Ferner ist nothwendig, daß man den zu Erbauung einer Stadt ausersehenen Platz auch nach seinen Wendungen an die Himmelsgegenden, sowohl wider die übermäßige Hitze, als

wider

wider die stärkere Kälte wohl versehe. Denn sofern etwa die Mauern besonders nahe am Meere gegen der Mittagsseite aufgeführet werden, wird der Ort ungesund seyn, maßen er in der Frühe, da ihm die Sonne nicht zukömmt, kalt, zur Mittagszeit aber wegen der nahen Sonne sehr warm wird. Steht das Gemäuer gegen Abend, so ist der Ort in der Frühe laulicht, oder gar kalt, zur Mittagszeit warm, und am Abend, wegen der unnachläßlich andaurenden Wärme und Gegenwart der Sonne, noch heisser. Steht selbes gegen Aufgange, dann ist die Frühezeit wegen der gegenstehenden Sonne mittelmäßig warm; der Mittag leidentlich, weil die Sonne nicht schnurgerad darüber steht: der Abend wird kalt, weil die Sonne gänzlich abweicht. Eine gleiche oder gar die nämliche Witterungs- und Luftmäßigung haben die Orte, derer Gemäuer gegen Mitternacht steht, und hier eben das Widerspiel von dem Mittagsgemäuer zu fühlen. Uebrigens ist es aus der Erfahrung gewiß, daß es sehr ungesund sey, wenn man von der Kälte in die Hitze kömmt.

Die Körper, welche von einem kalten Orte in einen warmen übergetragen werden, können die Hitze nicht aushalten: sie zerfallen, weil die Hitze die feuchten Säfte aussauget, und also die natürlichen Kräften wegnimmt: weßwegen man auch in gesunden Oertern zur Sommerszeit schwach wird.

Noch ein Hauptstück, die Körper gesund zu erhalten, sind die Speisen, deren man sich nach Anständigkeit bedienet. Wer denn eine Stadt anlegen will, kann auch aus der guten Beschaffenheit des Speisgeräths, welches dort wächst, erfahren, ob der Ort gesund sey. Die Alten erkundigten sich über diese Beschaffenheit an den Thieren, welche sie in dergleichen Orten antrafen. Sie schlossen also: weil sich doch die Menschen und die übrigen Thiere gleichergestalt jener Früchte zur Nahrung bedienen, welche der Boden trägt, ist es sicher, daß auch die Leute gesunde Nahrung aus jenem Orte erholen können, wo man findet, daß die dort erzogene und geschlachtete Thiere frisches und ker-

nichtes Eingeweide haben. Sehen aber die Glieder dergleichen geschlachteter Thiere kränklicht und schlecht aus, so kann man vernünftig befürchten, diese Wohnung würde auch für die Menschen ungesund seyn.

Neben diesem muß man auch gutes Wasser so nothwendig haben, als gesunde Luft; denn unsre Gesundheit hanget meistens von jenen Stücken ab, deren wir uns zum öftern gebrauchen müssen. Von der Luft ist es klar, daß wir sie durch das Athmen bis in unsre innersten Theile hineinziehen: wessentwegen ihre gute Beschaffenheit das meiste zur Gesundheit beyträgt; unter jenen Dingen aber, welche man auf die Weise einer Nahrung zu sich nimmt, ist das Wasser das nothwendigste. Wir bedienen uns dessen in den Speisen und im Getränke, und dessentwegen ist es eben das Wasser, aus dessen guter Beschaffenheit man nach der reinen Luft die Gesundheit eines Platzes hauptsächlich prüfen muß.

Zudem läßt sich auch aus folgender Beobachtung erkennen, ob ein Ort gesund sey, nämlich, wenn man bemerket, daß die Leute, welche dort wohnen, eine gute Farbe haben, stark vom Körper, und schlank in den Gliedern seyn: daß es viele und muntere Knaben, und auch viele Alte gebe. Im Gegentheile, sind die Angesichter abfärbig und ungestaltet, die Körper schwach, die Glieder ausgemergelt und kränklicht, die Knaben wenig, und diese halb todt, die Alten aber noch weniger: o! so schließe man nur sicher, daß dieser Ort tödtlich ungesund sey.

Drittes Hauptstück.

Es ist überdieß eine Stadt auf eine fruchtbare Gegend zu verlegen, damit sie sich vielmehr durch ihre eigene Gründe, als durch die Handelschaft, reichlich unterhalten könne.

Ueberdieses, daß der Platz, auf welchen man eine Stadt anlegen will, die Bürger durch seine gesunde Luft erhalte, muß er dieselbe

be auch durch seine Fruchtbarkeit mit Nahrung versehen können; denn eine Menge Volkes kann dort nicht beysammen wohnen, wo der Vorrath an Lebensmitteln fehlet. Xenocrat, ein sehr erfahrner Baumeister, wie uns der Weltweise berichtet, erklärte einsmals dem Alexander von Macedonien, daß sich auf einem gewissen Berge eine sehr schöne Stadt anlegen ließ. Der König fragte, ob sich auch Felder genug herum befänden, aus welchen die Stadt sattsames Getraid zu ihrem Unterhalte erholen könnte. Die Antwort war: nein! und er versetzte hierauf: man müßte also jenen für einen Thoren halten, welcher dorthin eine Stadt verlegen wollte; denn wie sich ein kleines Kind ohne der Milch seiner Säugamme weder erhalten noch wachsen kann: also wird auch eine Stadt ohne genugsamen Nahrungsvorrath nicht volkreich seyn.

Freylich kann eine Stadt auf zweyerley Weise mit der Lebensnothdurft überflüßig versehen werden: entweder wenn die Landschaft

selbst so fruchtbar ist, daß sie alles häufig hervorbringt, was zum nothwendigen Unterhalt der Leute erfodert wird: oder wenn ihr diese Nothwendigkeiten aus andern Gegenden durch die Handelschaft zugeführet werden. Ohne Zweifel aber ist die erste Weise die bessere. Jede Sache ist um so vortrefflicher, wie mehrer sie für sich in ihrem eigenen Wesen sich selbsten hinlänglich ist; denn sofern sie eines andern bedarf, zeiget sie schon einen Mangel. Dessentwegen ist jene Stadt besser angelegt, welche sich aus ihrem eigenen Gelände reichlich versehen kann; denn auf solche Art hat sie ihre überflüßige Unterhaltung auf ihrem eigenen Boden weit vollkommener, als eine andere, welche sich aus andern Oertern durch die Handelschaft ihre Lebensnothdurft suchen muß; ohne zu melden, daß jene erste Weise noch weit sicherer ist, weil die zweyte, nämlich die Erholung der Lebensmittel durch die Handelschaft, gar leicht durch Kriegseinfälle, oder durch die Beschwerlichkeiten und Gefahren auf den Wegen, also verhindert werden kann, daß endlich eine Stadt

aus Abgang der Nahrung gar aussterben muß.

Daß es auch für die Erhaltung einer gutbürgerlichen Lebensordnung weit nützlicher sey, wenn sich eine Stadt vielmehr aus ihren eigenen Gründen, als aus der Handelschaft unterhalten kann, ist eben wiederum ausgemacht; denn erstens muß eine Stadt, welche sich durch die Handlung erhält, immerzu Ausländer unter den Ihrigen unterhalten, wodurch doch, nach Aristotelens Lehre, in seinen Staatsschriften, die Sitten der Bürger meistens verschlimmert werden, weil die Ausländer, als welche fremde Gesetze und Gebräuche gewohnet sind, sich in vielen Stücken anders aufführen, als es in einer solchen Stadt üblich ist, hiedurch aber auch die Bürger nach ihren Beyspielen verleiten, und also die gute Lebensordnung der Stadt verwirren. Zweytens pfropfet die Handelschaft selbst den Bürgern, die sich hierauf verlegen, verschiedene Laster ein. Es entzündet diese die Herzen mit der Habbegierde, weil das Hauptaugenmerk der Händler auf den Gewinn zielet, wor-

woraus denn folget, daß in einer solchen Stadt alles um Geld feil stehe, Treue und Redlichkeit aufhöre, einzig und allein Betrüge und Ränke herrschen, das allgemeine Beste allerdings vernachläßiget, nur der sonderheitliche eigenthümliche Nutzen von jeglichem gesuchet werde, herentgegen der Eifer, tugendhaft zu seyn, errauche, weil jedermann ohne Unterschied Ehre verlangen kann, da doch diese nur die Belohnung der Tugend allein seyn soll.

Drittens, ist es auch dem Kriegeswesen sehr schädlich, wenn sich die Bürger auf die Handelschaft verlegen. Die Handelsleute sind keine Freunde von starken Arbeiten, sie ruhen viel lieber im sanften Schatten, sie ergießen sich auf die Wollüste, werden frey vom Gemüthe, schwach am Körper, und also untauglich zum Kriegsgewerbe, weßwegen auch die bürgerlichen Gesetze den Soldaten die Handelschaft verbiethen. Letztlichen mache ich auch diesen Schluß: Eine Stadt ist um so friedlicher, je seltener sich ihr Volk zusammenhäufet,

und inner den Mauern hocken bleibet; denn das öftere Zusammenlaufen des Pöbels giebt zu vielen Händeln und Aufruhren Gelegenheit, weßwegen es auch dem klugen Aristoteles nützlicher zu seyn geschienen hat, wenn sich das Volk vielmehr außer den Städten Arbeit suchte, als wenn es immerzu inner den Mauern beysammen steckte. Verlegt sich aber eine Stadt auf die Handelschaft, so müssen die Leute zu Hause bleiben, und sich mit Handeln beschäfftigen: also ist es auch einer Stadt aus dieser Ursache gedeihlicher, wenn sie ihren reichlichen Unterhalt vielmehr aus ihren eigenen Feldern erheben kann, als wenn sie sich deßwegen ganz und gar auf die Handelschaft verwenden muß.

Allein, wir wollen hiedurch keineswegs alle Handelsleute aus der Stadt verbannet wissen. Wo findet man mit leichter Mühe einen Ort, welcher einen solchen Ueberfluß von allen Lebensmitteln besitzet, daß er sich nicht einige anders woher beschaffen muß? Und wäre es nicht auch vielen sehr schädlich, wenn nicht jene Waaren,

woran

woran sie einen Ueberfluß haben, in andere Orte durch die Handlung verführet würden? Wir behaupten also vielmehr, daß die Handelschaft einer vollkommenen Stadt nothwendig sey: aber nur die mäßige.

Viertes Hauptstück.

Es soll dieser Ort, wo man eine Stadt errichtet, auch von mäßigen Annehmlichkeiten und Belustigungen nicht blos seyn.

Wenn aber der Platz, den man zur Erbauung einer Stadt erkiesen will, durch seine Fruchtbarkeit die Bürger unterhalten muß, soll er ihre Gemüther auch durch seine Annehmlichkeit erquicken; denn gleichwie man ungerne einen angenehmen Ort verläßt, so werden sich auch wenige an einem unangenehmen gerne versammeln, da das menschliche Leben ohne Ergötzlichkeiten nicht lange dauern kann. Es soll sich also der Ort in eine weite Fläche ergießen, er soll fruchtbar von Bäumen seyn; niedliche Gebüsche und Gesträuche sollen ihn umgeben;

die nahen Berge sollen ihn ansehnlich machen, und die Gewässer befeuchten; denn diese Stücke machen eine Lage angenehm.

Doch ist hier die Mäßigkeit mehrer als in andern Stücken nothwendig, weil die überflüßige Annehmlichkeit den größesten Schaden einer Stadt verursacht, daß sich die Bürger auch auf das Wohlleben allzusehr ergießen. Die Unheile aber, welche hieraus entspringen, sind vielfältig. Erstens, werden jene Leute dumm, welche den Wollüsten ergeben sind; denn durch ihre Süßigkeit wird die Seele so tief in das Sinnliche versenket, daß sie kein freyes Urtheil mehr über die reizenden Gegenstände fällen kann. Die Klugheit des Richters, schreibet Aristoteles, wird durch die Wollust verdunkelt. Ferner ziehen die überflüßigen Ergötzlichkeiten gar leicht von dem schönen Mittelwege der Tugend ab: maßen nichts so sehr auf ein ausschweifendes Uebermaß dringet, wodurch das Mittel verlohren wird, in welchem die Tugend bestehet, als die Ergötzung, theils weil die Natur ohnehin

hin nach Ergötzlichkeiten begierdet, wessentwegen sie auch von einer kleinen Ergötzung leicht in schändliche Wollüste hingerissen wird, eben also, wie auch eine kleine Flamme das dürre Holz leicht entzündet: theils auch, weil die Ergötzung, wenn man sie verkostet, das Verlangen nicht ersättiget, sondern nur noch durstiger machet. Gleichwie nun die Tugend dieses zu bewirken hat, daß sie die Leute von überflüßigen Ergötzlichkeiten zurück halte; denn durch die Vermeidung des Ueberflusses bleibet man zum leichtesten auf der Mittelstraße der Tugend: also werden im Gegentheile die den Ergötzungen übermäßig Ergebene feig vom Gemüthe, untüchtig, was wackeres zu unternehmen, und zu schwach, sowohl einige Beschwernisse zu übertragen, als die Gefahren zu verachten, daß sie auch zum Kriegswesen unbrauchbar werden: weil nur jene, wie Vegetius vom Kriegswesen schreibet, den Tod minder fürchten, welche weniger von Ergötzlichkeiten in ihrem Leben gewußt haben.

Endlich

Endlich erziehen die überhäuften Ergötzungen nichts als faule Wänste, die das Nothwendige hindansetzen, die Schuldigkeiten vernachläßigen, sohin sich einzig und allein auf die Wollüste also verpicht verwenden, daß sie nicht nur jenes, was ihnen andere zuvor mit vieler Mühe ersparet haben, sorglos verschwenden, sondern auch, da sie endlich durch ihre Schwelgereyen verarmet sind, sich durch Stehlen und Rauben Mittel anschaffen, ihre Wollüste fernerhin zu genießen, derer sie, der bösen Gewohnheit wegen, nun nicht mehr entrathen können. Aus welchem allen sodann mehr als genug erwiesen scheinet, daß es der ärgste Schaden für eine Stadt sey, wenn sie entweder durch die Lage selbsten, oder durch andere Wege, zu überflüßigen Ergötzlichkeiten Gelegenheit findet.

Wenn aber von einer mäßigen Ergötzung die Rede ist, welche gleichsam das Gewürz für die menschliche Unterhaltung ausmachet, ist es ohne Zweifel gut, wenn sich das menschliche

Gemüth zuweilen erquicket. Man muß die Gemüther unterweilen verschnauben lassen, schreibet Seneka von der Gemüthsruhe an Serenus, denn sie erschwingen sich nach genossener Ruhe weit fähiger und geschickter. Der Gebrauch der Ergötzungen macht einem Gemüthe gleiche Dienste, wie das Salz den Speisen. Mäßiges Salz macht dieselben schmackhaft: überflüßiges verderbet sie.

Man muß auch betrachten, daß die natürliche Ordnung verwirret würde, wenn man jenes, was nur ein Mittel ist, zum Ziele zu gelangen, für das Ziel selbst annähme: wie wenn zum Beyspiele, der Schmied nach dem Hammer, blos darum, weil er ein Hammer, der Wagner nach der Säge, weil sie eine Säge, und der Arzt nach der Arzeney, weil sie eine Arzeney ist, begierdeten, da diese Stücke doch nicht für sich selbst, sondern als Werkzeuge für andre Ziele geordnet werden. Dessentwegen muß der König alles übrige nur für Nebendinge und Mittel zum Ziele zu gelangen, gebrauchen

lassen;

lassen; denn der Zweck seiner Herrschaft ist, Sorge tragen, daß man nach der Richtschnur der Tugend lebe: folglich kann er keinen Ueberfluß der Ergötzlichkeiten gestatten, weil diese, wenn man sie im Ueberflusse haben will, nicht als Mittel zum Ziele angewendet, sondern als das Ziel selbst gesucht werden, so, wie es jene Gottlosen in dem Buche der Weisheit (a) machten, da sie in ihrem Aberwitze untereinander sprachen: **Kommet, lasset uns die Güter genießen, die jetzt sind,** woraus erhellet, daß sie diesen Genuß zu ihrem Ziele gemacht haben: **Lasset uns des Geschöpfes schnell, wie in der Jugend, bedienen.** u. s. f. Durch welche Worte der übermäßige Gebrauch körperlicher Lustbarkeiten ein Unternehmen der Jugend genennet, und von der H. Schrift billig getadelt wird. Aristoteles vergleichet in seinen Sittenschriften den Gebrauch der Ergötzlichkeiten mit dem Gebrauche der Speisen. Zu wenig und zu viel, beydes schadet der Gesundheit: wer aber mäßig ist, bleibt gesund, und nimmt

(a) 2. Hauptst. 6. v.

nimmt auch an Kräften zu. Eben also verhält es sich mit der Tugend in Rücksicht auf die menschlichen Annehmlichkeiten und Belustigungen.

Fünftes Hauptstück.

Der König soll sich einen Vorrath von eigenen Lebensmitteln anschaffen.

Wir haben bisher von jenen Dingen gesprochen, welche das Hauptwesen einer bürgerlichen, politischen, oder vielmehr königlichen Herrschaft ausmachen, und welche sodann zu errichten und vorzubereiten einem Könige vor allem andern obliegt. Nun wollen wir die Pflichten desselben, in Absicht auf seine Unterthanen, und wie er sich eine ruhige Herrschaft verschaffen könne, erwägen. Auch von diesem ist vorläufig schon überhaupt gesprochen worden. Allein wir wollen es nun etwas ausführlicher thun, um die Obliegenheiten eines Fürsten deutlicher zu machen.

In dieser Betrachtung ist eines der ersten Hauptstücke, daß sich der König in allen Theilen seines Reiches vielen Vorrath des natürlichen Reichthums anschaffe. Aristoteles im ersten Buche seiner Staatsschriften nennet ihn also, entweder weil er aus natürlichen Dingen besteht, oder weil der Mensch denselben von Natur aus bedarf. Man versteht aber hierunter die Weinberge, Gebüsche, Wälder, Thiergärten von verschiedenen Thieren, Vögeln und dergleichen, worüber Paladius, der Pfalzgraf, den Kaiser Valentinian in einem schön geschriebenen Buche weitläuftig unterrichtet. Salomon, da er den Pracht seines Reiches beschreibet, (b) spricht: Ich habe mir Häuser gebauet, ich habe Weinberge bepflanzet, Gärten und Gesträuche angelegt, und mit aller Gattung der Bäume besetzet. Ich habe mir Fischteiche gegraben, die Waldung des blühenden Gehölzes zu bewässern.

Man kann sich aus dreyen Ursachen hiezu entschließen. Eine hievon schreibet sich vom Ge-

(b) Im 2. Hauptst. des Ecclesiastes 4. v.

Gebrauche der Sachen selbst her; denn es ist weit vergnüglicher, wenn man den Gebrauch von eigenen Früchten machen kann, als von fremden, weil das eigenthümliche enger mit jenem, der sich einer Sache gebrauchet, vereinbaret ist: die Vereinbarung aber eine Eigenschaft der Liebe von Dionysius genannt wird, woraus das Vergnügen oder die Ergötzung folget, indem es nicht anders seyn kann, als daß jenes, was man liebet, auch ergötze. Aber auch der Fleiß und die Mühe, mit welchem man sich eigene Dinge herzügelt, machet deren Gebrauch vergnüglich. Wir erfreuen uns über eine Sache um so mehr, wie schwerer wir sie zu Stande gebracht haben, und wenn jenes nichts leichtes ist, was wir wagen, lieben wir es hitziger, nach der Lehre des Weltweisen. Dieses ist die Ursache, nach derer Maß wir unsere Söhne und alle unsere Werke lieben. Wenn sich also ein König um die Pflanzung dergleichen eigenen natürlichen Reichthums bemühet, werden ihm diese hiedurch schon angenehmer als fremde, und folglich auch vergnüglicher.

Die zweyte Ursache ergiebt sich auf Seiten der königlichen Bedienten. Müssen diese die nothwendigen Lebensmittel für ihren Herrn von der Nachbarschaft erholen, so geht es im Handeln nicht leicht ohne Aergernisse unter den Unterthanen ab. Es machet der Geiz, welcher dem Käufer oder dem Verkäufer anklebet, Schaden, und das Betrügen Verderbung. Jeder Käufer spricht: die Waare ist nichts nütze: und wenn er weggeht, erfreuet er sich hierüber (c), als ob er den Verkäufer betrogen hätte. Im Ecclesiasticus werden wir gewarnet, uns im Kaufen wider die Betrüge der Handelsleute in acht zu nehmen, als wenn gleichsam das Betrügen etwas eigenthümliches im Handeln wäre. Ich will nicht sagen, daß man auch im Handeln mit dem Frauenvolke verträulich werde, und hiedurch bald mit unbehutsamen Reden, bald mit Augenwechseln, bald mit andern Gebärden Eifersucht unter den Bürgern, und sodann Mißvergnügen wider die Herrschaft errege.

Die

(c) Sprüchw. 20. Hauptst. 14. v.

Die dritte Ursache wird aus der Beschaffenheit der Kaufwaaren hergeleitet. Insgemein sind solche Waaren verfälscht, und folglich nicht so nahrhaft als die eigenen. Trink du das Wasser aus deiner Cisterne, räth Salomon in seinen Sprüchwörtern, (d) worunter er alle Nahrung verstanden haben will, obwohl er besonders das Getrank benennet, als welches einerseits zum leichtesten zu verfälschen ist, andererseits aber die Verfälschung schnell verräth, wie gering es immer an seiner Natur und Lauterkeit verderbet ist worden. Ueberdas kann man auch seine eigene Lebensmittel sicherer genießen, weil die fremden leichter vergifftet, oder sonst schädlich gemacht werden können, als jene, welche in den eigenen Zehrgäden und Kellern liegen. Es ist ihm Brod gegeben worden, dem Gerechten nämlich, als gleichsam eine besonders vortreffliche Belohnung, spricht der Prophet, (e) und seine Wasser sind getreuer.

(d) 5. Hauptst. 15. Vers.

(e) Isai. 33. Hauptst. 16. v.

Er will sagen: eigene Eß- und Trinkwaaren lassen sich sicherer verzehren als fremde.

Sechstes Hauptstück.

Er soll sich auch eigenthümliche Viehzuchten herstellen.

Unter den natürlichen Reichthum gehören noch, mehrere Gattungen der Thiere, und zwar aus eben der oben erwähnten Ursache, wie die schon gemeldten Dinge. Unser erste Stammvater, als der Oberherr des ganzen menschlichen Geschlechts, erhielt das Vorrecht über alle Thiere zu herrschen. Wachset und vermehret euch, sprach der HErr, und erfüllet die Erde, und herrschet über die Fische des Meers, über die Vögel des Himmels, und über alle Thiere, welche auf der Erde beweget werden. (a) Ein König soll also dergleichen in einer Menge haben; denn seine Herrschaft macht sich der Macht des ersten Menschen auch durch dieses um so gleichförmiger, wie

(a) Im B. der Erschaff. 1. Hauptst. 28. v.

wie mehrere Thiere er unter sich hat, welche im Anfange der Erschaffung alle zum Gebrauche des Menschen geordnet sind worden. Aus welcher Ursache der Weltweise im 1. Hauptstück seiner Staatsschriften, die Freyheit wilde Thiere zu jagen, ein natürliches Recht nennet, welches sich eben auch von der Fischerey und dem Vogelsange behaupten läßt, und weßwegen auch die Natur selbst dem Menschen mit Fangvögeln und Hunden Vorsehung gethan hat, derer es sich zu diesen Uebungen bedienen könnte, wozu noch der Mensch die Netze erfand, die Fische zu fangen, als welche man sonst nicht bekommen könnte.

Der König hat diese Sachen zur Zierde und auch zur Nothdurft seines Reiches nothwendig. Einige Thiere sind zur Speise brauchbar, wie die Fische, die Vögel, das Horn- und Klauenvieh, von derer Menge sich Salomon im Ecclesiastes, und im dritten Buche der Könige rühmet. Andere Thiere sind zum Dienste nothwendig, wie die Pferde, die Maul- und andere

Esel, die Kameele, welche in verschiedenen Oertern zu verschiedenen Diensten gebrauchet werden. Von beyden Gattungen nämlich, sowohl von den Thieren zur Nahrung, als von Lastthieren, muß sich ein König, und zwar aus eben vorerwähnten Ursachen, reichlich versehen, worunter ihn diese zum empfindlichsten anfrischen mag, daß die eigenthümlichen Sachen allezeit, und zwar mit so größerm Vorzuge angenehmer sind, wie mehrern Grad sie von der Wesenheit des Lebens besitzen, welches auch in den Thieren einige Aehnlichkeit mit dem göttlichen Wesen zeiget, und also die stärkste Triebfeder zur Liebe wird.

Allein es giebt noch mehrere Ursachen, wegen welchen sich der König einen eigenthümlichen Vorrath von Thieren anschaffen soll. Vor allen kann ihn die Natur hiezu anlocken, welche vieles Vergnügen in ihrem Eigenthume fühlet, wenn sie immer neue Vorgänge in denselben betrachtet, wie zum Beyspiele, die muntern Uebungen des Lebens in denselben, sein Erzeugen,

sein Gebähren, worüber sich der Eigenthümer verwundert, und für Verwunderung erfreuet. Ja dieses selbsten, daß man eine Sache ernähret, erwecket viele Liebe: und die Liebe vieles Vergnügen. Die Tochter des Königs Pharao befahl den kleinen Moyses zu ernähren, und nachdem dieses geschah, nahm sie ihn gar an Kindesstatt an. (b) GOtt selbsten, da er seine Liebesneigung gegen seinem Volke erklären will, spricht: **Ich bin gleichsam der Nährvater von Ephraim.** (c)

Die Jagd auf andere und wilde Thiere, für welche, sich geschickt zu machen, die Könige sammt ihren Söhnen die Uebungsplätze betretten, stärket die Glieder, erhält die Gesundheit, und belebet den ganzen Körper, wie es der Weltweise in seinen Sittenschriften versichert, wenn man nur mäßig darein geht. Die Könige von Frankreich und Engeland üben sich in diesen Belustigungen zu Friedenszeiten: und die Deut-

(b) Im Buche vom Auszuge aus Aegypten.

(c) Osee II. Hauptst. 3. v.

schen, wie uns Ammonius von den Thaten der Franken berichtet, thun desgleichen.

Pferde zu zügeln, mag den König die Absicht, nicht nur prächtig zu seyn, sondern sich auch wider die Feinde zu rüsten, bereden; denn die eigenen Pferde sind zu diesem beyderseitigen Gebrauche ohne Zweifel die tauglichsten. Die Könige vom Morgenlande halten dessentwegen eigene Pferdezuchten. Salomon hielt in seinem blühenden Glücke vierzigtausend Zugpferde, und eilftausend Reitpferde unter der Aufsicht seiner eigentlich hiezu bestellten Stallmeister. (d)

Was die Thiere, welche zur Speise dienen, betrifft, sie mögen vierfüßige, oder auch kriechende und schwimmende, wie die Fische seyn, ist es wiederum sehr anständig, daß der König hievon einen eigenthümlichen Vorrath besitze. Man ißt das eigene mit mehrern Vergnügen, theils, weil dieses fleißiger und zum essen niedlicher gefüttert wird, theils, weil es uns allemal lieber ist, wenn wir eine Sache zuvor kennen, ehe

(d) Im 3. Buch der Könige 4. Hauptst.

ehe wir sie genießen, theils weil wir des eigenen sicherer und mit mehrerer Freyheit, folglich also auch dem Triebe unserer Natur gleichförmiger genießen können.

Man setze hier noch jene allgemeine Ursache aus dem vorigen Hauptstücke bey: nämlich, daß die königlichen Bedienten sich des Handels mit den Bürgern enthalten sollen, um verschiedene Aergernisse zu vermeiden. Man erwäge endlich auch, daß es das Ansehen eines Königs erfodere, die durchreisende Gäste mit Speise und Trank niedlichst und reichlichst zu versehen, welches er leichter thun wird können, wenn er seine eigenthümliche Viehheerden hält, und man wird schließen, daß ein König nothwendig einen großen Vorrath von diesem natürlichen Reichthume in allen seinen Ländern haben müsse, wenn er sein Reich vollkommen machen, und seine Herrschaft bevestigen will.

Siebentes Hauptstück.

Ueberdieß muß er sich auch mit dem sogenannten Kunstreichthum wohl versehen.

Auch der Kunstreichthum (man verstehe hierunter Gold, Silber, andere Aerze, und die hieraus geprägten Münzen) ist eine nothwendige Stütze der königlichen Herrschaft; denn so man zum voraus zuläßt, daß eine Versammlung nothwendig sey, einen Staat oder gemeines Wesen auszumachen, dann schließet sich von sich selbsten, daß ein König, oder jeglicher Beherrscher einer ganzen Menge, auch um jenes, was mit einer Gemeinde verknüpfet ist, nämlich um einen Schatz von Gold, Silber und geprägten Gelde, sorgen müsse. Wir können diesen Satz, daß ein König ohne diesen nicht füglich herrschen könne, mit vielen Gründen beleuchten.

Was die Person des Königs selbst betrift, haben wir im Gebrauche, uns im Tausche, Handel und Wandel, des Geldes, Goldes und Silbers

Silbers gleichsam als eines Werkzeuges zu bedienen. Das Geld, schreibet der Weltweise im 5. Hauptstück seiner Sittenschriften, ist, so zu sagen, der Bürge für künftige Nothfälle; denn es hält dasselbe gleichsam alle Dienste in sich, als der Werth hierum. Wenn also das Geld jeglichem, und zwar dem gemeinen Manne platthin nothwendig ist, so kann dessen der König, als eine größern Nothfällen ausgesetzte Person, noch minder entrathen.

Ferner, da jede Wirkungskraft ihrer Natur, und jedes Werk seiner Wirkungskraft angemessen ist, müssen auch die Wirkungskraft und die Werke eines Königs dem königlichen Wesen, als gleichsam einer über alle Unterthanen verbreiteten Allheit, gleichkommen: man will sagen, der Stand der Herrscher ist seinem Wesen nach gegen die Seinigen mittheilig: folglich müssen auch seine Wirkungskraft und seine Wirkungen gegen jedermann mittheilig seyn. Nun wird aber ein König dieses ohne Geld so wenig thun können, wie wenig ein

Schmied

Schmied oder ein Wagner ohne seinen Werkzeug etwas zu Stande bringt.

Ueberdieses steht es einem Großmüthigen zu, worunter der Weltweise einen König versteht, große Kosten als ein Zeichen der Großmuth aufzuwenden. (a) Vom Assuer, dem Beherrscher von hundert sieben und zwanzig Reichen im Ostlande, erzählet uns das Buch Hester, (b) daß er die Fürsten seiner Reiche bey einem Gastmahle in Speise und Trank mit ächt königlicher Pracht bewirthet habe. Hiezu ist wiederum Geld, Gold und Silber jenes unentbehrliche Erhaltungsmittel des bürgerlichen Leben vonnöthen: und also muß sich der König, in Absicht auf seine Person, um den Kunstreichthum, um einen Schatz nämlich von Gold und Silber, umsehen.

Aber auch in Rücksicht auf seine Unterthanen überhaupt, oder eines jeglichen insonderheit, muß der König Geld haben; denn er hat nicht

(a) Im 4. B. der Sittenschriften.
(b) 1. Hauptst. 1. v.

nicht nur seinen Hof, sondern alle seine Unterthanen mit ihrer Nothdurft zu versehen, weil er sich nach des Weltweisen Meynung (c) gegen dem Volke, wie ein Hirt gegen die Schafe, und wie ein Vater gegen seine Söhne verhält. Pharao erwieß gegen Aegypten hievon ein angenehmes Beyspiel, (d) er leerte die öffentliche Schatzkammer aus, Getraid einzukaufen, welches er im Nothfalle durch den klugen Joseph austheilte, damit das Volk nicht für Hunger verschmachtete. Salustius führet in seiner Schrift, Katalinarius, die denkwürdige Anmerkung des Kato über den Zustand des römischen gemeinen Wesen an, wie nämlich dieses immerzu angewachsen sey, so lange eine öffentliche Schatzkammer zu Rom bestanden habe, mit derer Aufhebung es aber auch zu Grunde gegangen wäre, welches eben in Katons Zeiten eintraf.

Ganz sicher. Denn da jedes Reich, Stadt, Schloß oder Gemeinde, wie wir bey dem Weltweisen

(c) Im 8. B. der Sittenschr.
(d) Im Buche der Erschaffung.

weisen und im Polykratus lesen, sehr wohl mit dem menschlichen Körper verglichen wird, hat die gemeine Schatzkammer des Königs die Stelle des Magens, weil das Geld aus der wohlgefüllten Schatzkammer des Königs vertheilet, und nach Beschaffenheit der Nothfälle unter die Unterthanen ergossen wird, wie der Magen die Speisen zu sich nimmt, und die ausgekochten Säfte in die Glieder vertheilet.

Oder was erfolget, wenn es dem Könige am Gelde mangelt? Gewiß ein der ihm schuldigen Ehrerbiethigkeit sehr nachtheiliges Unternehmen. Seine Rentmeister müssen von den eigenen Unterthanen Geld entlehnen; und in diesem Falle läßt er es auch geschehen, daß seine Diener, oder welch immer andere, das Volk mit ungerechten Anlagen beschweren, und also die gute Beschaffenheit des Reiches gänzlich entkräften.

Ich will nicht melden, daß das Entlehnen dem Darleiher insgemein zum Aergernisse sey, weil es an sich selbsten schon schwer ist, das Ent-

lehnte zurückzugeben: wessentwegen Bias, einer aus den sieben Weisen, gesprochen haben soll: **Wenn dein Freund Geld von dir entlehnet, verliehrst du ihn und das Geld zugleich.** Und diese Ursachen könnten hinlänglich seyn, einen König anzueifern, daß er Geldschätze zu sammeln trachte.

Doch will ich noch eine Hauptursache hierüber beyfügen, welche sich in Betrachtung jener Leute, die einem Könige nicht unterworfen sind, ergiebet. Solcher Leute giebt es zwo Gattungen. Die ersten hievon sind die Feinde des Reiches: wider diese ist die königliche Schatzkammer wohl zu versehen, theils, damit es seinem eigenen Hofstabe in der Unterhaltung nicht gebreche, theils, damit man die zur Gegenwehr angeworbene Soldaten bezahlen könne, theils, damit veste Wehrplätze wider feindliche Anfälle angeleget und ausgebesseret werden können. Die zweyte Gattung solcher Leute ist jene, gegen welchen die königlichen Schätze auch zu Vermehrung des Reiches verwendet werden kön-

können. Es geschiehet zuweilen, daß andere Leute entweder vom Mangel, oder von der Schuldenlast, oder vom Feinde beängstiget werden. Sie suchen bey einem benachbarten Reiche Hülfe. Greift man ihnen mit den nöthigen Lebensmitteln, mit Gelde, Gold und Silber unter die Arme, so kann man sich dieselbe unterthänig machen, und sein Reich vergrößern.

Jener König sah die Nothwendigkeit eines Vorraths des sogenannten Kunstreichthums gar wohl ein, von welchem wir lesen, daß er vieles Gold und Silber, seinen Feinden zu widerstehen, in Bereitschaft hatte, welches ihm Holofernes, der Heerführer Nabuchodonosors, im Kriege wider Syrien und Cilicien abnahm. (e) Salomon schreibet im Ecclesiastes: (f) Ich habe mir Gold und Silber, und die Habschaft der Könige und der Länder zusammengehäufet. Er nennet die von ihm und seinem Vater David durch Anlagen (g) gesammelte

(e) Im Buche Judith.
(f) 2. Hauptst. 8. v.
(g) Im 2. und 3. B. der Könige.

melte Geldschätze die Habschaft oder gar die Wesenheit, weil sie, wie der Weltweise in den Sittenschriften spricht, ein Werkzeug oder Unterhaltsmittel des menschlichen Leben sind.

Freylich ergeht in dem Buche des wiederholten Gesetzes durch Moyses der Befehl des HErrn an die Könige und Fürsten, daß sie nicht unendliche Gold- und Silberschätze zusammenraffen sollen. Allein hiedurch wird nur der königliche Hochmuth und die Großsprecherey ihrer Schätze wegen verbothen, aus welcher Ursache auch Krösus, der Indianer König, in diese Strafe verfallen zu seyn, gemeldet wird, daß ihn Cyrus, der König von Persien, auf einem hohen Berge an einem Pfahl geschlagen hat. Wir ermahnen den König zum nöthigen Wohlstande seines Reiches aus vorernannten wichtigsten Gründen, Gold und Schätze zu sammeln. Folglich ist jener göttliche Befehl unsrer Lehre nicht zuwider.

Achtes Hauptstück.

Eine politische oder bürgerliche Beherrschungsart, da sie gar zu nachsichtig zu werden, befunden wird, ist sie auch sehr mangelhaft.

Der Reichthum also ist einem König nothwendig, aber noch nicht hinlänglich, seine Herrschaft vollkommen zu machen, wenn es ihm bey diesem an guten Dienern fehlen soll. Ich habe Knechte und Mägde, und ein sehr großes Hausgesind besessen, schreibet der große Salomon im vorbenannten Buche (d). Ehe ich aber die Diener eines Königs behandeln will, verleitet mich der Ausdruck: ich habe besessen, gelegenheitlich eine doppelte Herrschaft in zweyen Hauptstücken zu erklären, ehe die Rede von den königlichen Beamten und Dienern seyn soll; maßen wenn man saget: man besitze etwas, scheinet man eine Herrschaft über das Besessene anzudeuten.

Aristoteles entscheidet in seinen Staatsschriften zwo Beherrschungsweisen (im fünften Buche

(d) Ecclesiastes 2. Hauptst. 7. v.

Buche behandelt er noch mehrere, welche theils schon erwähnet worden, theils noch folgen sollen) derer jegliche ihre Diener zählt. Eine nennet er die politische oder bürgerliche: die andere, die despotische oder knechtische. Eine politische, bürgerliche (welches nach seiner Erklärung so viel sagen will, als eine sehr mäßige) Beherrschung findet man in jenem Lande, Stadt oder Schlosse, wo das Volk durch einen oder durch mehrere nach seinen eigenen Verordnungen beherrschet wird. So geht es in den wälschen Ländern zu, sonderbar zu Rom, als welche Stadt die meiste Zeit von ihrem Ursprunge her durch Bürgermeister und Rath beherrschet worden. In einer solchen Beherrschung giebt es immerfort eine Abwechslung unter den Bürgern, oder auch Auswärtigen; denn wie wir im 1. Buche der Machab. im 8. Hauptst. lesen, trugen die Römer alle Jahre einem andern die Herrschaft über ihr ganzes Gebieth auf, und dessentwegen ist eine solche Beherrschungsweise weit bürgerlicher oder gelinder als alle übrigen. Ja, es können auch in sol-

cher die Untergebenen so scharf nicht gezähmet, oder gezüchtiget werden, als in der königlichen, und dieses aus zwoen Ursachen.

Denn in Betrachtung der Herrscher selbst folget, daß sie, da ihre Herrschaft nur zeitlich ist, so ernstlich nicht auf ihre Unterthanen dringen, weil sie immer vorhinein wissen, ihre Macht werde bald ein Ende haben. Auch in dem israelitischen Volke bemerket man, daß es unter der Herrschaft der Richter, welche man politisch nennen kann, weit gelinder zugieng, als unter den Königen. Samuel, welcher auch eine gewisse Zeit dieses Volk beherrschet hatte, stellte ihm diesen Unterschied zwischen seiner als einer bürgerlichen, und zwischen der königlichen Beherrschung trocken vor, als es sich nach Könige sehnete. Bekennet es vor mir, „spricht er, (a) vor GOtt und seinem Gesalbten, ob ich jemandes Ochsen oder Esel weggenommen habe? ob ich jemanden verläumdet habe? ob ich jemanden unterdrückct

(a) Im 1. B. der Könige 12. Hauptst. 3. v.

cket habe? ob ich von jemandens Hand ein Geschenk angenommen habe? Unter den Königen geschiehet es nicht so, wie Samuel in eben diesem Buche erwähnet, welches wir weiter unten ersehen können.

Auch dieses, daß die Vorsteher in der politischen Beherrschung mit Gelde bezahlet werden, machet sie minder emsig, und folglich ihre Beherrschung, da sie nur ihren Sold zum Augenmerke nehmen, nachsichtiger oder gelinder. Allein wenn wir die Worte Christi verstehen, wird eine solche Herrschaft auch sorglos; denn der Miethling, spricht er bey Johann. (b) und der nicht Hirt ist (er will sagen, welcher nicht viel nach der Heerde fragt, da er nur auf eine Zeitlang bedungen ist) ersieht den Wolf, und flieht. Der Miethling flieht, weil er ein Miethling ist; denn er achtet die Schafe minder als seinen Lohn, welchen er als den einzigen Endzweck seiner Bestellung ansieht.

(b) 10. Hauptst. 12. v.

Die klugen Römer sahen diese Gefahr wohl ein, dessentwegen führten, nach dem Zeugnisse des Maximus Valerius, ihre alten Heersführer, wie Markus Kurius, Fabricius und mehrere andere die Herrschaft auf ihre eigenen Kosten, und folglich sie auch beherzter und emsiger das gemeine Wesen zu besorgten, als welche Pflicht sie mit weit nützlicherer Wirkung für ihre einzige Absicht nahmen. Von diesen Männern spricht Kato bey dem Salustius im Katilinarius, daß unter ihnen das gemeine Wesen aus seinem kleinen Anfange groß angewachsen sey, weil sie zu Hause arbeitsam waren, und in öffentlichen Geschäfften mit Gerechtigkeit vorstunden; und nicht nur von allem Laster, sondern auch von allem ausschweifenden Muthwillen weit entfernet war.

Die zweyte Ursache, warum eine politische Herrschaft mäßig seyn muß, beruhet auf den Untergebenen selbst. Die Verfassung ihrer Lebensart beugt sich unter keine andere. Der

alte

alte Ptolomäus, der in seinem vierfachen Werke die Verschiedenheit der Länder aus der Verschiedenheit der Constellationen oder Gestirnzusammenverfügungen herleitet, bestimmet auch die Herrschaft des menschlichen Willen, in Absicht auf die Sittenbeherrschung, nach der Sternlage. Seinem Dünkel nach, lassen sich die Römer gar nicht gerne unterjochen, weil sie, wie er schreibet, unter dem Gestirne Mars wohnen. Sie wollen sich also immer außer ihren Schranken verbreiten, sie können keine fremde Herrschaft ertragen, und wollen durchaus keine Oberherrschaft geduldeu. Dessentwegen durfte unter ihnen, wie wir bey den Machabäern (c) lesen, niemand weder Krone noch Purpur tragen, denn man läßt unter ihnen weder Neid noch Eifersucht aufkommen. Ihre Herrscher giengen nach der Gemüthsart ihrer Unterthanen ganz gelinde darein, sie spielten auch keinen äußerlichen Pracht in ihrem Amte, nur die Liebe und Gewogenheit der Bürger zu erhalten, weil sie wohl wußten, was Tullius hernach in

(c) 1. B. 8. Hauptst. 14. und 16. v.

seinen philippischen oder Strafschriften schrieb: daß keine Leibwache sicherer wäre, als die Liebe und Gewogenheit der Bürger, mit welcher, und nicht mit den Waffen, sich die Herrscher versichern müßten. Kato rühmet eben dieses von den alten Römern bey dem Salustius an.

Es giebt aber gründlichere Ursachen, wegen welchen man mit einem politischbeherrschten Volke ganz gelind umgehen muß, als jene Sternfabeley des Ptolomäus. Dieses, daß die Untergebenen vorhinein wissen, die Herrschaft daure nicht lange, indem der Gewalthaber nur auf eine bestimmte Zeit am Ruder sitzet, machet sie zur Freyheit muthig, und gegen die Herrscher widerspenstig. Ueberdieß ist auch die Weise, nach welcher man in einer politischen Herrschung die Unterthanen behandeln muß, also bestellt, daß man ihnen ohne ernstlichen Zwange vieles durch die Finger sehen muß. Ein solcher Herrscher ist verbunden, einzig und allein nach der Ausweisung der gemeinen Gesetze,

nämlich der Municipal- Land- und Stadtrechte zu richten. Hier nützt dem Fürsten seine eigene Klugheit nichts. Es wird ihm die Freyheit in seinen Urtheilen genommen, und er kann auch die göttliche Klugheit nicht zum Maße anschlagen. Freylich ziehen zwar, wie Tullius in seinen Schriften von den Gesetzen erprobet, die Gesetze ihren Ursprung von dem Rechte der Natur, und dieses den seinigen von dem göttlichen Rechte, nach jenen Worten: HErr, du hast das Licht deines Angesichtes über uns gezeichnet. (d) Allein in der Absicht auf die einzelnen Handlungen sind sie mangelhaft, weil der menschliche Gesetzgeber, dem die Gemüthsart und Handlungen der Nachkommenschaft unbekannt sind, nicht für alle Fälle in seinen Gesetzen vorbeugen kann. Wenn also der Herrscher, die göttliche Klugheit, welche nach dem Buche der Weisheit, für alles sorget, nachahmen wollte, müßte er jene Freyheit, wie die Könige haben, daß er sich nicht eben streng an die einzige Gesetztafel zu binden hätte, sondern

(a) 4. Psalm. 7. vers.

auch nach jenem Gesetze, welches ihm in sein Herz geschrieben ist, urtheilen, und hiedurch den Mangel der Gesetze ausgleichen könnte. Er hat aber diese Freyheit nicht. In der politischen Herrschaft muß er blos allein nach den Gesetzen richten: folglich ist in dieser Herrschungsart einer vollständig guten Zucht und Ordnung der Weg abgeschnitten, eben darum, weil sie der göttlichen Klugheit nicht nachahmen kann: und hiedurch wird das Volk so maßleidig, daß man es nur mit allmöglichster Mäßigkeit beherrschen muß. Und dieses sey zur Erklärung der politischen Beherrschung genug geschrieben. Lasset uns nun auch die despotische oder knechtische durchsuchen.

Neuntes

Neuntes Hauptstück.

Die despotische, oder mit einer Diener- und Knechtschaft verbundene Beherrschungsart ist für die dermalige Beschaffenheit der Menschen anständiger, ob sie gleich schwerer ist.

Eine despotische Beherrschungsart wird jene genennet, welche einem Herrn über seinem Knecht zustehet. Der Name ist griechisch, und in denselben Ländern nennt man noch heut zu Tage einige Herren Despoten. Wenn man die H. Schrift zu Rathe zieht, kann die despotische oder knechtische Beherrschung zur königlichen gezogen werden. Es nimmt zwar der Weltweise diese knechtische Herrschaft für das Gegenspiel der königlichen. Allein diesen Zweifelsknoten werden wir im folgenden Buche zu entwickeln Gelegenheit finden. Hier halten wir uns nur an die H. Schrift.

In dieser entdecket der Prophet Samuel jene königlichen Grundregeln dem israelitischen Volke, welche eine Knechtschaft in sich schlie-

ßen. Samuel war hoch bey Jahren: seine Söhne wirthschafteten eben so meisterlos, als einige aus den vorgegangenen Richtern. Das Volk wurde hierüber verdrossen, und begehrte einen König. Der HErr antwortete dem Propheten mit diesen Worten: Erhöre die Stimme des Volkes in diesem, was sie sprechen ; ; ; Aber betheure ihnen, und sag ihnen das Recht des Königs vor. Er wird eure Söhne wegnehmen, und wird sie zu seinen Kutschern machen: er wird Wagen, Pferde und Laufer vor seinen Kutschen halten, er wird sich Ackersleute für seine Felder, und Schnitter für seine Früchten, und Schmiede für seine Waffen anschaffen. Eure Töchter wird er auch zu Küchenmägden, Salbenmacherinnen und Tuchwirkerinnen aufstellen. (a) Und so ist auch von andern Handwerken in eben diesem Buche die Rede, welche eine Knechtschaft anzeigen. Samuel wollte dem Volke hiedurch erweisen, daß ihm die politische oder bür-

(a) 1. B. der Kön. 8. Hauptst. 7. v. ꝛc.

bürgerliche vielmehr natürliche Beherrschungsweise weit vortheilhafter wäre, wovon doch im vorhergehenden das Gegenspiel dargethan ist worden.

Damit also dieser Zweifel gehoben werde, ist zu erinnern, daß die politische, bürgerliche oder natürliche, wie man dieselbe immer nennen will, Beherrschungsart, der königlichen in zweyerley Umständen könne vorgezogen werden. Und zwar erstens, wenn man eine Herrschaft mit dem unverletzten Stande der Natur verbinden will, welchen man den Stand der Unschuld nennet; denn in diesem wäre keine königliche, sondern nur eine politische oder natürliche Beherrschung im Schwange gegangen, weil man dort nichts von einer Herrschaft, die sich auf eine Knechtschaft bezieht, gewußt, sondern die Herrschaft nur in einem Vorrange bestanden hätte, hiedurch die ganze Menge, jeglichen nach seinen Verdiensten zu beherrschen und zu beordnen: beyde, sowohl jener, welcher durch seine Verordnung einige Herrschaft ausgeübt, als dieser, welcher durch sein Folgeleisten diese Beordnung

ordnung angenommen hätte, hätten nur nach der Beschaffenheit und dem Wohlstande ihrer Natur gehandelt. Für weise also und tugendhafte Männer, welche die Unsträflichkeit des Standes der Natur nachzuahmen beflissen waren, war eine politische Herrschaft anständiger. Allein im Stande der verdorbenen Natur, in welchem die Boshaften schwerlich verbessert werden, und die Zahl der Thoren unendlich ist, (b) nützet die königliche mehrer; denn in diesem Zustande muß die verdorbene Natur gleichsam durch starke Dämme in ihrem rechtmäßigen Laufe erhalten werden, welches nur durch die königliche Herrschaft geschiehet. Der König, welcher auf dem Throne des Gerichts sitzet, verjaget alles Uebel durch sein Antlitz. (c) Die Zuchtruthe, welche jeder fürchtet, und die Strenge der Gerechtigkeit, müssen jetzt die Welt beherrschen; denn durch diese Mittel wird das Volk und der rohe Pöbel zum ersten zahm gemacht. Der König,

schrei-

(b) Ecclesiastes 1. Hauptst. 15. v.

(c) Sprüchw. 20. Hauptst. 8. v.

schreibet der Apostel an die Römer, (d) trägt das Schwert nicht ohne Ursache; = = = denn er ist der Rächer im Zorne für jenen, welcher übel handelt. Auch Aristoteles benennet in seinen Sittenschriften die Strafen heilsame von den Gesetzen vorgeschriebene Arzeneyen, in welcher Betrachtung sich sodann die königliche Herrschaft für dermalige Umstände sich besser schicket.

Zweytens erprobet sich doch zuweilen auch die politische Herrschaft für die Gemüthsbeschaffenheit einiger Völkerschaften besser als eine andere. Man hat zwar vorhin schon eingerücket, daß die Lage der Erde gegen dieser oder jener Gestirngegend, nach Ptolomäus Meynung, auch die Beschaffenheit des Landes unterscheide. Aber dieses nun zu übergehen, ist es doch gewiß, daß die Völker in einigen Ländern zur Knechtschaft nicht unbeugsam seyn: in andern aber von nichts, als von der Freyheit hören wollen. Wahrlich, die Franzosen und die Deutschen halten zur Stunde noch jene Sitten

(d) 13. Hauptst. 4. v.

ten und Uebungen bey, welche Julius Cäsar und Amonius ihren Vorvätern zugeschrieben haben. Die Römer lebten auch Anfangs unter Königen, nämlich vom Romulus bis auf Tarquin dem Stolzen, wie die Geschichte melden, durch zweyhundert vier und sechszig Jahre. Die Athenienser, welche eine gleiche Himmelsgegend bewohnen, nahmen auch nach des Königs Kodrus Tod die bürgerliche Herrschaft an. Es befand sich nämlich, daß eine politische Beherrschung diesen Ländern aus vorerwähnten Gründen weit anständiger wäre. Ja wirklich hat Rom durch vierhundert vier und vierzig Jahre bis auf Julius Cäsars Zeiten unter den Bürgermeistern, Befehlshabern und Zunftmeistern so glücklich geblühet, daß das gemeine Wesen unter dieser Herrschungsart, wie wir schon erinnert haben, mächtig angewachsen ist. Und also ersieht man, in welcher Betrachtung wir die politische Beherrschungsweise der königlichen, und in welcher wir die königliche der politischen vorziehen, ohne der H. Schrift zu widersprechen.

Zehntes Hauptstück.

Die Dienerschaft von verschiedenem Range, ist ein nothwendiges Hauptstück zur vollkommenen Beherrschung.

Nun kommen wir endlich auf die Diener, welche eben noch das letzte Hauptstück zu einer vollkommenen Beherrschung sind; denn ohne ihre Beyhülfe kann keine Herrschaft ausgeübet werden: durch sie müssen dem Range nach die Aemter verwaltet, die Bürden vertheilet, und alle Nothwendigkeiten in einem Reiche oder gemeinem Wesen nach den Verdiensten eines jeglichen Mitgliedes behandelt werden. Jethro widerrieth es seinem Schwiegersohne, dem Moyses, ganz weißlich, sich ohne allen Mitgehülfen oder Dienern um die Beherrschung des Volkes ganz alleine anzunehmen. Du, und dieses Volk, sprach er, (a) welches bey dir ist, beyde richtet ihr euch durch unbescheidene Beschäfftigung zu Grunde. Die Sache übersteiget deine Kräften, und du wirst es nicht

---

(a) Im Buche des Auszugs 18. H. 17. v.

aushalten können. Erwähle wackere und gottesfürchtige Männer, welche die Wahrheit lieben, und den Geiz hassen, und bestelle aus ihnen Zunftmeister, Centurionen, Hauptleute, oder Hundertmänner, Fünfzigmänner, (welche über fünfzig) und Dekanen oder Zehenmänner, (welche über zehen zu gebiethen haben) welche das Volk mit dir richten sollen.

Die Römer befanden eben dieses nothwendig. Sie ließen nach der abgeänderten Königherrschung die Stadt nicht lange von dem einzigen Bürgermeister Brutus verwalten. Im Kriege wider die Sabiner gesellte ihm der Rath einen Diktator oder Oberstbefehlshaber bey, von welchem Range, der auch vor dem bürgermeisterlichen gieng, Lamius der erste war. Auch der oberste Befehlshaber bekam alsogleich einen Rittmeister oder Vorsteher der Reiter an die Seite, den Spurius Kassius, als den ersten in diesem Amte, welcher doch dem Oberstbefehlshaber zu gehorchen hatte. Nach der Hand, ja fast um eben diese Zeit, sind auch die Zunftmei-

ster

ster zum Vorschein gekommen, derer Pflicht war, das Volk zu vertheidigen, welches alles ich zum Beweise angeführet haben will, daß keine Beherrschung einer Gemeinde, eines Landes, einer Stadt, eines Schlosses ohne Beyhülfe verschiedener Diener oder Beamten wohl bestehen könne.

Hier scheinen aber die Diener oder Beamte in ihrer Beschaffenheit nach der Weise der Beherrschungsart, in welcher sie dienen, sich zu unterscheiden, weil es sich doch nicht leicht anders fügen wird, als daß die Diener, wie ihre Herren geartet seyn, mit welchem sie, wie die Glieder mit dem Leibe, zusammenhangen. Es müssen sich auch, zum Beyspiele, in der politischen Herrschaft die Beamte nach der Beschaffenheit dieser Beherrschungsweise richten. Also trift man im Wälschlande lauter besoldete Diener an, weil die Herren selbst im Solde stehen. Aber der Erfolg ist auch leider! dieser, daß sie wie andre Miethlinge nicht das gemeine Beste, sondern ihren sonderheitlichen Nutzen besorgen, und die Belohnung für ihren einzigen Endzweck

ansehen. Die alten Römer dachten nicht so eigennützig: sie dienten umsonst. Dieses machte, daß die gemeine Wohlfahrt das einzige Ziel aller ihrer Sorgen war, und hiedurch ist die römische Herrschaft angewachsen. Kamillens Großmuth liefert uns bey Maximus Valerius hievon eine herrliche Probe. Er bath treuherzigst, daß, wenn einem aus den Göttern die Glückseligkeit der Römer zu groß scheinen sollte, derselbe seine Mißgunst an der Störung seines, Kamillens, Glückes abkühlen, das gemeine Wesen aber im Frieden lassen möchte.

Von königlichen Beamten oder Dienern muß man besser denken. Sie stehen nicht auf eine kurze Zeit, sondern lebenslänglich in Diensten, und verpflichten sich hiedurch dem Könige zur allgemeinen Wohlfahrt, wie zu ihrer eigenen zu dienen. Sie sind belehnte Grafen, Freyherren, Ritter oder platthin Kriegsleute, welche sich und ihre Nachkömmlinge durch Antrettung ihrer Lehen auf ewig verpflichten, zur guten Reichsverwaltung nach Kräften beyzuhelfen. Woraus sich denn wiederum erprobet,

daß

daß die zur Ausübung der Herrschaft nothwendigen Beamte nach der Beschaffenheit der Beherrschung und des Herrschers geartet seyn. Wie der Richter des Volkes ist, also sind auch seine Diener, und wie der Herrscher der Stadt ist, also sind auch die Einwohner in derselben. (b)

Der Weltweise theilet die mit der Beherrschung nothwendig und näher verbundenen Diener in vier Gattungen ein. Die unterste hievon machten jene aus, welche nur zu den schlechten oder gemeinen Diensten beordnet sind. Weil es für verschiedene Verrichtungen auch verschiedene Leute geben muß, hat die Natur schon einen ungleichen Rang unter den Menschen eingeführt. Sie bestimmte hier Stufen, wie unter den übrigen Geschöpfen. Unter den Elementen ist eines das oberste: ein anders das unterste: in den vermischten Körpern erhält ein Element die Oberhand. Unter den Pflanzen gehören einige zur Speise des Menschen: andere auf den Dunghaufen. Unter den Thieren

(b) Im Ecclesiastic. 10. Hauptst. 2. v.

und unter den Gliedern des menschlichen Leibes zeiget sich eben dieser Unterschied. Ja wenn man den Leib in Rücksicht auf die Seele, und die verschiedenen Kräften der Seele selbst betrachtet, findet man, daß hierunter einige Theile zum Herrschen und Bewegen, wie der Verstand und der Wille, bestimmet seyn, andere aber diesen nach dem Maße ihrer Fähigkeit dienen müssen. Auf gleiche Weise geht es in jetziger Natursbeschaffenheit unter den Menschen zu. Einige unter ihnen sind von Natur aus hiezu gebohren, daß sie Knechte seyn (worunter auch jene gerechnet werden, denen es aus einem angebohrnen Mangel an dem Gebrauche der Vernunft fehlet, wessentwegen sie zu gleichsam knechtischen Werken müssen angeleitet und beordnet werden) dieser Leute Knechtschaft also heißt man eine natürliche Billigkeit, oder eine Knechtschaft nach dem Naturrechte, wovon der Weltweise in seinen Staatsschriften im 1. Buche handelt.

Die zweyte Gattung der Diener, welche eben auch zu gleichen Knechtschaftsdiensten, wie

die vorige, obwohl aus einem andern Grunde, bestimmet wird, besteht aus den Kriegsgefangenen. Das menschliche Gesetz hat aus Ursache, die Krieger zu tapferer Vertheidigung des gemeinen Wesen anzusporen, nicht unfüglich beschlossen, daß die Kriegsgefangene von Rechtswegen Knechte der Ueberwinder würden. Der Weltweise nennet diese Unterthänigkeit in obberührtem Buche eine Knechtschaft nach dem Rechte der Gesetze. Diese Leute mußten auch nach römischen Gebrauche, gemäß der Kriegsrechte, die Knechtschaft tragen, wie fähig sie auch an der Vernunft und Natursgaben waren. Also ergieng es dem Titus Livius, einem Manne von besonderer Beredsamkeit, als er von den Römern gefangen wurde, doch bewog seine gute Aufführung den hochadelichen Livius, dessen Sklav er geworden ist, und von welchem er hernach den Zunamen bekam, ihn frey zu lassen, und zum Lehrmeister seiner Söhne anzustellen, welches Amt ihm die Rechte in seinem Sklavenstande verbothen. Uebrigens wird dieses menschliche Gesetz der Kriegsgefangenen we-

gen auch durch das göttliche im Buche des wiederholten Gesetzes gutgeheißen.

Neben diesen giebt es noch zwo andere Gattungen der Diener, die man zum Hausgesinde und Hofstabe zählen kann, nämlich einige dienen um den Sold, andre aber nur aus Gutwilligkeit, aus Liebe zu ihrer eigenen Ehre und zu Verherrlichung ihrer Tapferkeit. Diese stehen in Kriegsdiensten, oder gehören zum Vogelfange, oder zur Jagd, oder zu andern Hof- und Hausgeschäfften. Wir wollen jetzt nicht von jeglichen insonderheit sprechen. Genug ist uns, erwähnet zu haben, daß sie für ihre Dienste entweder den Sold ziehen, oder den Ruhm der Tapferkeit erwerben, oder die Gnade und besonders die Freundschaft ihrer Herren erwarten, welche sie auch nach den Sprüchwörtern des Weisen verdienen: **Ein verständiger Diener ist dem Könige angenehm.** (c) Und: **Wenn du einen getreuen Diener hast, soll er dir, wie deine Seele seyn; halte ihn, wie**

(c) 14. Hauptst. 31. Vers.

wie deinen Bruder; denn du hast ihn dir zur Aufenthalt deines Lebens angeschaffet. (d)

Man ersiehet übrigens die Nothwendigkeit der Diener für einen König, wie wir dieselbe zuvor von dem Reichthum dargethan haben. Wir schließen es hier mit dem Ausspruche des Weltweisen in seinen Sittenschriften im achten Buche. Jener ist kein König, welcher nicht also mit allen zur Beherrschung nothwendigen Stücken im Ueberflusse versehen ist, daß er auch in seinem Reiche in ein und andern Mangel leide. Salomon war mit allen überflüßig versehen (e), aber vor allen war es doch die Einrichtung in seiner Dienerschaft, welche die erstaunende Königinn von Saba antrieb, seine Weisheit zu beloben: Deine Weisheit ist größer als der Ruf hievon, den ich gehöret habe. Glückselig sind deine Leute und deine Diener, welche allezeit vor dir zugegen stehen, und diese deine Weisheit anhören.

(d) Im Ecclesiastic. 33. Hauptst. 31. v.
(e) 3. B. der Könige 10. Hauptst.

Eilftes Hauptstück.

Der König hat für sich und seinen Hofstab, aus verschiedenen Ursachen, veste Burgen anzulegen.

Nun kömmt die Rede auf die Vestungswerke, oder auf jene wohlverwahrten Burgen, welche dem Könige und seinem Hofe zur Sicherheit unentbehrlich sind. David betheuerte es mit seinem Beyspiele. So bald er Jerusalem erobert hatte, sah er sich den Berg Sion zur Anlegung einer Vestung aus. Er setzte auf denselben ein wehrhaftes Schloß, wovon er die Laufgräben bis nach Mello zog: und dieses Schloß selbst nannte er seine Stadt. Andre Könige machen es ihm nach: sie legen in allen Städten und Flecken, wo sie wohnen wollen, für sich und ihre Hofleute ein starkes Schloß an, und ihre Vorsichtigkeit ist hierinnfalls gewiß zu billigen.

Denn es kann der König im Herrschen, im Verbessern, im Befehlen und in Ausübung der Gerechtigkeit unerschrockener zu Werke gehen, wenn er sich in einem vesten Schlosse sicher weis. Auch die römischen Bürgermeister und Rath

war=

warfen sich mit gutem Vorbedachte in das Kapitolium, ein so vestes Schloß, daß sie in demselben, nach Zeugniß der Geschichte ungestöret saßen, als die ganze Stadt vom Feinde überwältiget war. Neben dem ist dieses auch dem Wohlstande für die königliche und dessen Höflinge Ehre sehr angemessen, damit ihre Majestät nicht etwa durch ihren freyen Umgange mit ihren Unterthanen vor des Volkes Augen zu gemein werde, und in Verachtung komme, oder das Volk durch vorwitzige Blicke auch in jenen Fällen, in welchen jene Eingezogenheit und Schamhaftigkeit der alten Trojaner gegen Helena erfordert würde, welche der Weltweise in seinen Sittenschriften im zweyten Buche rühmet, bey dem Könige nicht in Ungnade komme: oder wohl gar der König und seine Hofleute selbsten nicht Gelegenheit nehmen, ihre Ehre und Ansehen vor dem Volke zu bemackeln. Die Geschichte Davids, mit der von seinem Sommerhause aus im Bade ersehenen Hausfrau seines Schildträgers Urias, ist bekannt. (f)

Auch

(f) Im 2. B. der Könige.

Auch in Rücksicht auf das Volk, welches allezeit mehrer durch dieses, was in die Sinne fällt, als durch die Vernunft gerühret wird, sind königliche Burgen höchstens nothwendig; denn eines theils beugt sie ihre Verwunderung über diese so prächtigen und starken Gebäude leichter zum Gehorsame und Ergebenheit gegen die königlichen Befehle, wie der Weltweise in seinen Staatsschriften im fünften Buche betheuret: andern theils benimmt man ihnen hiedurch sowohl die Verwegenheit Aufstände zu erregen, als den Wankelmuth, sich an die schwer andringende Feinde zu ergeben. Wenn sie den König sammt seinem Hofstabe von einem vesten Schlosse bedeckt wissen, wehren sie sich auch zu ihrer Vertheidigung auf das männlichste. Judas der Machabäer verstärkte das eroberte Sion mit sehr vesten Mauern und hohen Thürmen wider die Feinde des Vaterlandes (g), und die Stadt Bethsura machte er zur Gränzvestung wider die Idumäer. Ja, wenn die Könige ihren in vielem Vorrathe nothwendigen Reichthum ver-

(g) Im 1. B. der Machabäer.

versichern, wenn sie denselben im Frieden mit ihrem Hofe genießen, wenn sie die Höflinge selbsten zur bemüßigten Beyschaffung der Nothwendigkeiten für den Hof bereitsamer machen wollen, müssen sie sich veste Burgen anlegen. Und besonders sind ihnen diese unentbehrlich, wenn sie die gute Ordnung und Veranstaltung aller Dinge, welche die sicherste Mutter des Vergnügen und Wohlstandes in jedem Hause ist, erhalten wollen; denn dieses ist allen menschlichen Handlungen eigen, daß sie ihre Gestalt und Schönheit von der guten Ordnung, oder von der wohlbestellten Eintheilung der Sache, in allen ihren Gliedern herholen. Die gute Ordnung ist es, welche sogar die Seele bis zum Entzücken vergnügt. Die Königinn von Saba erfuhr es, wie wir erwähnet haben, in Ersehung der guten Ordnung unter den Hofleuten Salomons.

Zwölf-

Zwölftes Hauptstück.

Nach diesem muß er auch für die gute Herstellung und Sicherheit der Straßen sorgen.

Jetzt wollen wir die Augen des Königs auf die Wege und öffentliche Straßen aus seiner Burg sich hinaus verbreiten lassen; denn die Besorgung der Wege und öffentlichen Straßen, welche eben auch durch angelegte Vestungen erleichtert wird, ist eine nothwendige Beschäfftigung eines Königs, sowohl wegen den Fremdlingen, als wegen dem Landesmanne, und wegen seinen eigenen Hofleuten selbsten.

Die Wege und öffentlichen Straßen sind nach dem Natur- und Völkerrechte etwas Allgemeines für jegliche: dessentwegen ist es verbothen, daß dieselbe jemand für sich allein behaupte. Es gilt hier auch keine Eigenmachung durch einige Verjährung, damit nur keiner jemals durch welch immer eine Verjährung ein sich alleine zuständiges Eigenthumsrecht hierauf erhalten könne. In dem Buche Numeri, oder

von

von der Zahl der Israeliten, wird die öffentliche Straße die königliche Straße genennet, damit hiedurch angezeiget werde, daß sie für alle gemein sey. Diese Auslegung giebt Augustinus in der beygefügten Anmerkung hierüber: sie wird die königliche genannt, schreibet er, weil sie für jeden unschädlichen Wanderer der menschlichen Gesellschaft wegen frey seyn muß. Der HErr befahl seinem Volke, die Amorrhäer auszurotten, weil diese ihm den Durchzug abschlugen, da es doch nichts anders verlangte, als auf der öffentlichen oder königlichen Straße, ohne des Landes Beschädigung, durchzuwandern.

Doch erlauben die Rechte den Königen Zollgelder deßwegen zu fordern, weil sie die Wege zu jedermanns freyem Durchzuge sicher machen: und wenn sie dieses thun, können ihre Beamte den Wegzoll von den Reisenden billig begehren, und diese sind solchen zu bezahlen schuldig.

Es

Es kömmt aber dem Könige und seinem Reiche auch wegen der Handelschaft wohl zum Nutzen, wenn er die öffentlichen Straßen sicher erhält; denn in diesem Falle sammeln sich die Handelsleute mit ihren Waaren immer mehrer, und bereichern das Land. Rom wuchs auf diese Weise merklich an. Man war dort auf die gute Herstellung und Sicherheit der Wege sehr aufmerksam, man hieß sie auch darum die römischen Straßen, oder welche unter römischer Obhut stunden, damit sich die Leute denselben sammt ihren Waaren um so versicherter anvertrauen könnten. Ja, zu mehrer Sicherstellung der Wege versetzten die Buchhalter sogar die Namen der Tage für die ausgeschriebenen Märkte, die Straßenräuber zu hintergehen, damit diese nämlich nicht erfahren könnten, auf welchem Tage zu Rom ein Jahrmarkt oder Messe gehalten würde. Also versichern uns einige Jahrsschriftenverfasser.

Ueber dieses errichteten einige römische Herren auch außerhalb der Stadt offene Wege,

und

und legten diesen ihre Namen bey, um sie hiedurch mehrer zu vertheidigen und die Orte sicherer zu machen. Also ist, zum Beyspiele, heut zu Tage noch unter vielen Völkerschaften der Gränzort von mehrern Ländern Forum Julii, zu deutsch, Juliensmarkt, berühmt. Mehrere Bürgermeister und Rathsherren von Rom machten sich unter ihren eigenen Namen zu Urhebern und Verfechtern verschiedner nach verschiednen Landschaften ausgesteckter Straßen, theils die Reisen nach Rom freyer und sicherer zu machen, theils ihr Gedächtniß zu verherrlichen. Die Aurelische Straße nach Reate, welches die Geschichte zur Landschaft Aurelien ziehen, bekam ihren Namen von dem Fürsten Aurelius. Die Appische nach Kampanien von dem Rathsherrn Appius, und so von andern römischen Bürgermeistern und Rathsherren zu reden, wie von Flaminius, von Aemilius und den übrigen, welche den Straßen, ja oft ganzen Ländern wegen vorerwähnter Ursache, nämlich des Schutzes und der Sicherheit wegen, ihre Namen beylegten.

Endlich nimmt auch der schuldige Gottesdienst Antheil von der Sicherheit der Wege. Die Leute werden hurtiger, GOtt in den Tempeln zu verehren, wenn sie freyen und sichern Zutritt hiezu haben. Dieses war der Hauptbeweggrund des alten Roms: die öffentlichen Straßen von aller Gefahr zu säubern; denn diese Stadt, wie Maximus Valerius gleich im Anfange bezeuget, eiferte immerzu emsigst zu Verbreitung und zur Aufrechthaltung des Gottesdienstes, obwohl leider! nur für elende Götzen. Aber auch die H. Schrift schreibet bey Esdras die Verhinderung der GOtt in seinem Tempel schuldigen Ehre der Unsicherheit zu, wodurch die ringsherum immerzu unruhigen Feinde verursachten, daß die Wiederherstellung des Tempels lange Jahre nicht vor sich gehen wollte, wie wir aus der Frage der Juden an den HErrn erlernen. Dieser Tempel ist in sechs und vierzig Jahren erbauet worden, und du willst solchen in dreyen Tagen wieder aufrichten? (a)

Drey-

(a) Johan. im II. Hauptst. 20. v.

Dreyzehntes Hauptstück.

Jeder Landesherr soll seiner und seines Volkes wegen auf eine eigene Landesmünze bedacht seyn.

Es geziemet sich, daß wir von dem geprägten Gelde noch ein besonderes Hauptstück beyfügen. Dieses hat vielen Einfluß in die menschliche Gesellschaft, und dessentwegen kann keine Herrschaft ohne Geld seyn, sonderbar aber kömmt es einem Reiche wohl zu Nutzen, daß unter andern Vortheilen, welche der König daraus bezieht, das geprägte Geld eben auch an sich selbst eine Ursache sey, warum man den Fürsten Steuern und Anlagen zu bezahlen habe. Dieses können wir aus der Antwort des HErrn gegen den ihn heimtückisch versuchenden Pharisäern erlernen. Er fragte sie entgegen, da sie eine geprägte Münze wiesen, und die Schuldigkeit, den Zinß an den Kaiser zu bezahlen, erörtert wissen wollten. Wessen ist dieses Bildniß? ihre Antwort war: des Kaisers. Gebet also dem Kaiser zurück, entschied

der HErr, was des Kaisers ist, und GOtt, was GOttes ist. (a)

Wir haben schon vorläufig von dem Zeuge, aus welchem Geld gepräget wird, und von dessen einem Könige nothwendigem Ueberflusse, gesprochen: hier wollen wir die Münze nur als ein Gleichmaß, den Ueberfluß und den Mangel gegeneinander zu vermitteln, betrachten, in welchem Verstande der Weltweise in dem fünften Buche seiner Sittenschriften hievon spricht. Und in dieser Betrachtung ist es gewiß, daß das geprägte Geld darum ersonnen worden, die Zwistigkeiten im Handel und Wandel aufzuheben, und ein Gleichmaß in gegenseitigen Vertauschungen zu machen.

Freylich giebt es verschiedene Vertauschungsgattungen, wie der Weltweise in seinem ersten Buche seiner Staatsschriften erinnert. Aber die Weise um Geld zu kaufen und zu verkaufen, ist die schicklichste. Der Weltweise ist in seinen Sittenschriften selbst dieser Meynung, und

(a) Bey Matthäo 22. Hauptst. 20. v.

und er tadelt es an Likurgus, dem Gesetzgeber der Parther und Lydier, billig, daß er das Vertauschen durch gegeneinander gewechselte Waaren im Handeln zuläßt, herentgegen die Münz verboth. Zu unsers Stammvaters Abrahams Zeiten, und also ehe Likurgus und die übrigen Weltweisen erstanden sind, handelte man schon um baares Geld; denn dieser Patriarch bezahlte für einen zu seiner und der Seinigen Begräbniß erkauften Acker vierhundert Sickeln in guter gangbarer, und einer nach der Hand unter den Juden sehr bekannten (b) Münze.

Neben diesem aber, daß das geprägte Geld an sich selbsten nothwendig ist, giebt es noch verschiedene Ursachen, welche die eigene Münze einer Herrschaft, und besonders eines Königs, theils in der Absicht auf seine Person, theils auf seine Unterthanen, schätzbar machen können; erstens ist das geprägte Geld eine sonderbare Zierde für den König, für das Reich und für jegliche Herrschaft, weil sie das Bildniß des

(b) Im Buche von der Erschaff. 23. Hauptst.

Herrschers trägt. Nichts aus allem, was dem Könige zugeschrieben werden kann, läuft so sehr unter der Menschen Augen herum, als das geprägte Geld: und dessentwegen ist auch nichts geschickter, das herrliche Angedenken eines Königs zu verbreiten, als dieses.

In der Absicht aber, daß das geprägte Geld ein entscheidendes Maß oder Regel in den Feilschaften abgiebt, wird das Ansehen eines Herrschers ungemein prächtig; auf diese Art wird das Bildniß des Königs auf der Münze eine Regel oder Maß in Handel und Wandel der Menschen. Nach Augustinens Meynung über dieses Stück, hat das geprägte Geld in der lateinischen Sprache den Namen von dem Zeitworte monere, zu deutsch: ermahnen, und heißt moneta in der deutschen Uebersetzung so viel als ein Ermahnungszeichen, wodurch die Lateiner zu verstehen geben wollten, daß das geprägte Geld die Leute ermahnen soll, in Handel und Wandel nicht zu betrügen, indem es hiezu gemacht wäre, ein Maß der Gerechtigkeit

zu seyn. In welchem Falle sodann das Bildniß des Fürsten auf dem Gelde unter den Menschen eine ähnliche Bedeutung und Ermahnung mit dem in unseren Seelen geprägtem Bildnisse GOttes zu machen hat. Das Wort aber nummisma, welches zu deutsch wiederum eine geprägte Münze heißt, leitet Isidor vom Worte nomen oder Name her (wir könnten also nummisma auf deutsch ein Namzeichen nennen) weil nämlich das geprägte Geld neben dem Bildnisse auch des Herrschers Name trägt. Aus dieser Ursache aber, weil das geprägte Geld das Ansehen seiner Herren so sehr verherrlichet, quillt es auch her, daß der Kaiser einigen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren das Recht eine eigene Münze zu führen, aus ganz besondern Gnaden ertheilet.

Ferner kömmt dem Fürsten aus dem geprägten Gelde dieses zum guten, daß er die von seinen Unterthanen zu erhebenden Steuern und Anlagen nach einem sicheren Maße anschlagen, und auf einen gewissen Fuß stellen kann. Das

göttliche Gesetz bediente sich dessen aus eben dieser Ursache, den unveränderlichen Werth in jeglichen Opfern und Loskäufen zu bestimmen.

Wir wollen noch zween Vortheile anziehen, die ein Fürst aus dem Werthe einer eigenen Münze zieht. Erstens ist dieses Recht auch darum dem Ansehen des HErrn sehr gedeihlich, weil es sogar auch vom Völkerrechte jeglichem andern verbothen ist, eine Münze unter des Fürsten Bildnisse und Aufschrift zu schlagen. Zweytens kann er auch für die Prägung des Geldes was billiges fordern; doch muß er in der Vermischung des Zeuges, oder mit dem Beyschlage, wie auch mit der Veränderung des Gewichtes sehr behutsam seyn. Der Schaden trift hier das ganze Volk, als welches, wie wir oben sagten, das Geld zum sichern Maße in Handel und Wandel annimmt, weßwegen die Abänderung in der Münze, wie die Verfälschung mit Gewichte und Maße anzusehen ist, wovon wir in den Sprüchwörtern zur Warnung lesen: **Gewicht und Gewicht** (nämlich ein

falsches

falsches neben dem rechtmäßigen) Wage und Wage, beydes ist ein Greuel vor GOtt. (c) Der Pabst Innocentius empfand es sehr hart, daß der König von Arragonien die Münze zum Nachtheile des Volkes verschlimmert hatte. Er entledigte dessen Sohn von seinem Eide, womit er sich verbunden hatte, eben diese Münze beyzubehalten, und verlangte, daß er sein Münzwesen wieder in den vorigen guten Stand zurückbrächte. Auch die Rechte bedungen es in allem Handel und Wandel zum voraus, daß man die Zurückzahlung im Gelde mit einer Münze von eben jener Güte, und von eben demselben Gewichte machen soll, wie dortmals gang- und bankmäßig war, als man miteinander den Handel geschlossen hatte: wodurch sie ohne Zweifel auf ein unabänderliches gutes Gleichmaß im Münzeschlagen abgezielet haben wollen. Und dieses sey von jenen Ursachen gesagt, welche den König, in Rücksicht auf sich selbst, eine eigene Münzbank nothwendig zu errichten, vermögen können.

(c) 20. Hauptst. 10. Vers.

Was das Volk betrift, giebt es noch verschiedene Ursachen, wegen welchen ihm eine eigene Münzbank des Reiches gedeihlich wird. Zum voraus haben sie hiedurch ein bequemeres Maß im Handel und Wandel, und zugleich ein sicheres im Lande, damit die Einfältigen, welche die fremden Münzen insgemein nicht kennen, wider die gute Reichsordnung nicht so leicht betrogen werden. Die klugen Römer waren hierauf bedacht. Man liest in den Geschichten, daß sie zu Zeiten unsers Heilandes aller Orten zum Kennzeichen ihrer Herrschaft eine gleiche Münze mit dem Bildnisse des Kaisers hatten. Die Pharisäer kannten solche dortmals sehr wohl, als sie der HErr, um ihre Arglist zu entdecken, hierum befragte. Diese Münze, wovon wir schon zuvor gesprochen haben, galt zehen, jetzt gangbare Pfenninge oder Groschen. Man mußte dieselbe an die römischen Zöllner oder Zinßmeister, oder ihre Verwalter in allen Ländern, Städten und Herrschaften bezahlen.

Wiederum ist eine eigene Münze aus dieser Ursache nützlicher: weil man sich sonst, um vielen Schaden zu verhüten, im Gebrauche fremder Münzen auch auf die Wechselkunst verstehen soll, indem fremde Münzen außer Landes nicht eben denselben Werth haben, wie in ihrem eigenen Reiche. Für die deutschen und an sie gränzenden Länder ist es deßwegen sehr beschwerlich, daß sie allezeit, wenn sie reisen wollen, eine schwere Last Silber oder Goldes mit sich schleppen, und sodann so viel von diesen ungeprägten Metallen verkaufen müssen, als sie fremde Feilschaften einzuhandeln haben. Der Weltweise unterscheidet im vierten Buche seiner Staatsschriften verschiedene Gattungen des Geldgewerbes, nämlich mit eigener Münze, oder durch den Wechsel, oder durch die Wäg- und Schmelzkunst zu handeln. Er nennet die erste, wodurch man mit eigener Landmünze handelt, allein die natürliche, welche er sodann empfiehlt, die übrigen aber fahren läßt. Wir können ihn noch hören. Indessen hoffen wir die Nothwendigkeit einer eigenen Landmünze

sowohl

sowohl in Rücksicht auf den König, als auch auf das Volk hiedurch erprobet zu haben.

Vierzehntes Hauptstück.

Jeder Landesherr ist verbunden, auf gute Ordnung im Maße und Gewichte zu dringen.

Maß und Gewicht haben mit dem Gelde eine Verbindung. Wir wollen sie nun behandeln. Beyde tragen zum Wohlstande eines Reiches sowohl als die geprägten Münzen bey; denn auch durch Maß und Gewicht werden verschiedene Anlagen abgeführt, Zwistigkeiten gehoben, und im Handel und Wandel die Treue und Redlichkeit beobachtet. Sie sind deßwegen so nothwendige Behülfsmittel zur menschlichen Gesellschaft, als die Münze. Ja wenn nach der Aussage (a), daß GOtt alles in Zahl, Gewichte und Maße angeordnet und eingerichtet habe, alle Geschöpfe in diesen dreyen Angeln eingeschlossen sind, so ziehen Maß und Gewicht ihren

(a) Im B. der Weisheit 11. Hauptst. 21. v.

ihren Ursprung mehrer aus der Natur her, als das Geld, und sind zugleich einem Reiche unentbehrlicher als dieses.

Uebrigens ist das Maß und Gewicht also eng mit dem Handel und Wandel verknüpfet, daß es sonst, wenn man es ohne Rücksicht auf jenes, was hiedurch gemessen und gewogen wird, an sich selbsten nichts ist. Das Geld, obwohl es auch im Handel und Wandel brauchbar ist, ist doch so enge mit diesem nicht verbunden, daß es außer diesem Gebrauche nichts wäre. Denn, wenn es auch nur zusammengeschmolzen ist, so ist es doch schon an sich selbst etwas, nämlich Gold oder Silber, ehe man es noch zur Handlung bestimmet: also können auch die übrigen Gattungen, mit dem Gelde umzugehen, ohne Handel bestehen. Zum Beyspiele, die Wechselkunst bestehet vielmehr in der Austauschung des Geldes, als daß sie ein Maß für die Feilschaften würde. Die Kunst, die Schwere des Gelds zu prüfen, und wenn sich ein Uebergewicht zeiget, die Metalle von einander zu

söndern, welches die Wagmeister auf verschiedene Arten zu behandeln wissen, bezieht sich für sich selbsten nur auf die Gewichtsentscheidung, ohne für Handel und Wandel bedungen zu seyn. Die Schmelzkunst hat das Geldprägen, und nicht das Handeln zum Ziele.

Es kann der Landesfürst die Nothwendigkeit, für Maß und Gewicht in seinem Reiche zu sorgen, leicht erkennen, wenn er betrachtet, daß dieses einem Lande eben darum unentbehrlich sey, weil sie ihren Ursprung aus der Natur herholen, und sich zugleich wiederum auf das natürliche Recht zurück beziehen, indem sie ein Ausgleichungsmittel der nach der Natur laufenden, oder nach dem Naturgesetze nothwendigen Gerechtigkeit sind. Folglich müssen seine Verordnungen über Maß und Gewicht unsträflich seyn; denn sonst würden sie ihre Urquelle nicht aus der Richtigkeit des Naturgesetzes herführen, von welchem doch alle menschlichen Gesetze hervorquellen, wenn sie gerechte Gesetze seyn wollen.

Moyses, der Heerführer von Israel, als er die Gesetze GOttes schrieb, welche die ersten aus allen sind, gab, wie Isidor berichtet, dem Volke auch ein richtiges Maß und Gewicht. Für Speise und Trankwaaren schrieb er den Halbeimer, und die Maß, den Metzen und das Sechstheil vor. Tuch und Gründe zu messen bestimmte er die Elle: für Gold, Silber und Münzen war die Wage mit verschiedenen Gewichtern vorgeschrieben. Die Israeliten ermahnte er in dem Buche von den Leviten zur Beobachtung der Gerechtigkeit: und alsogleich setzte er die, wie Origenes hierüber lehret, im Naturrechte gegründete Schuldigkeit, mit Maß und Gewichte redlich zu handeln, bey. Ihr werdet keine Ungerechtigkeit in Maße und Gewichte spielen. Eure Wage soll gerecht, und eure Gewichte sollen richtig seyn. Gerecht soll seyn der Metzen, und richtig das Sechstheil. Eben um Moyses Zeiten soll, nach besagten Isidors Erzählung, Sidon Argus in das dortmal blühende Reich der Griechen die Messereyen eingeführet haben.

Sonst

Sonst schreiben die Geschichte die Maßbestimmung in des Getraids, der Felder und des Ackerbaues Erfindung der Ceres zu, welche man deßwegen eine Göttinn des Getraids und der Meßkunst nannte. Wir hoffen sodann, es werden sowohl die erheblichsten Ursachen, als die Beyspiele ernannter Fürsten, einen Landesherrn vermögen, seiner Pflicht gemäß, gute Ordnung in Maße und Gewichte unter den Seinigen einzuführen und zu vertheidigen.

Fünfzehntes Hauptstück.

Unter andern Pflichten klebet auch die Vorsorge für die Bedürftigen den Fürsten an.

Wir kommen in gegenwärtigen Hauptstücke auf eine einer guten Beherrschung überall nothwendige Vorsichtigkeit, den Armen, Waysen, Wittwen, Reisenden und Fremdlingen aus der gemeinen Schatzkammer beyzuspringen. Die Staatskunst, welche nach Tulliens Meynung in seinen Tusculanischen Fragen die trefflichste ist, muß, wie alle übrige Künste, die Natur

nach-

nachahmen, und folglich darf ein Fürst die Bedürftigen an ihren Nothwendigkeiten nicht Mangel leiden lassen; denn auch die Natur läßt keinen Mangel in den nothwendigen Stücken zu. Besieh den Weltweisen im dritten Buche von dem Himmel und von der Welt.

Neben diesem bringt auch die einem Beherrscher sonderheitlich nothwendige Nachahmung GOttes diese Vorsorgungspflicht mit sich. Die Könige und Fürsten sind Statthalter GOttes auf dieser Erde. Der HErr beherrschet durch sie, als gleichsam nach sich selbsten die ersten Wirkungskräften, die Welt. Als sich Samuel wider das über seine Beherrschung maßleidige Volk beklagte, antwortete ihm GOtt, daß Israel nicht ihn, den Samuel, sondern sich, GOtt selbsten verachtet hatte, weil er Samuel seine, nämlich GOttes, Stelle versehen hätte. Und in den Sprüchwörtern haben wir die klare Entscheidung des Höchsten: Durch mich herrschen die Könige: und

durch mich bestimmen die Gesetzgeber, was recht ist. (a)

Nun läßt sich aber GOtt besonders angelegen seyn, für die Bedürftigen in jenen Stücken zu sorgen, welche ihnen von ihrer Geburt ermangeln. Seine Vorsichtigkeit gleichet jener eines liebvollen Vaters, welche sich um jene Söhne emsiger annimmt, denen es in mehreren Stücken mangelt. Ja jene, welche ihm in dieser Vorsorge mithelfen wollen, versichert er sogar zum größten Troste, daß sie jenes ihm gethan haben, was sie einem seiner Mindesten gethan haben, bey Matthäus. (b) Hieraus können die Beherrscher dieser Erde den Grund ihrer Pflicht, und zugleich die Weise, dieselbe zu vollziehen, ersehen. Als Statthalter GOttes müssen sie den Nothdürftigen Hülfe leisten. Und wie die lieben Väter für ihre eigene Söhne, also müssen sie für die Armen sorgen, um ihnen ihre sonderheitliche Gnade gedeihlich zu machen.

Diese

(a) Im 8. Hauptst. 15. Vers.
(b) Im 25. Hauptst. 40. v.

Diese Pflicht sah auch der Weltweise im achten Buche seiner Sittenschriften ein: und Philipp der Macedonier hinterließ uns hierüber ein nachahmungswürdiges Beyspiel. Phisias beleidigte den König vormals, allein er war ein armer Edelmann sammt dreyen Töchtern. Philipp hörte von dessen Elende. Er fragte sodann seine Höflinge, was gedeihlicher sey, ein krankes Glied vom Leibe wegschneiden, oder dasselbe gesund machen? die Antwort war seine eigene That hierüber. Er lud Phisias freundlich zu sich, beschenkte ihn aus seinem eigenen Säckel reichlich, und verband ihn zugleich zur steten Treue.

Es giebt noch eine kräftige Bewegursache für die Fürsten, sie zur milden Vorsorge für die Bedürftigen zu erweichen. Die Herrscher, derer Handlungen die ganze Gemeinde betreffen, und derer Obsorge sich über alle Unterthanen verbreiten muß, können sehr schwerlich ohne verschiedene Fehltritte durchkommen. Es verliehrt sich ein einzelner Mensch, der nur seine

eigene Handlungen allein anzuordnen hat, nicht selten. Was läßt sich sodann in einer großen Beherrschung, wo man das ganze Volk zu leiten, zu richten, jeden nach seinen Verdiensten zu behandeln verbunden ist, anders vermuthen, als viele Anstöße? indem eine solche Last die Naturskräften merklich übersteigt. Man spricht nicht ohne Grunde, andere beherrschen, sey die größte Kunst. Man soll seine eigene Handlungen vollkommen bezwungen haben, sonst wird es immerhin sehr schwer seyn, andere zu bezähmen. Der neugesalbte König Saul wurde an den Haufen der Propheten angewiesen, daß er in Vereinigung mit ihnen durch die Gemüthserhebung zum Propheten wurde, und hiedurch vom göttlichen Gnadenflusse ächte Begriffe, wohl zu herrschen, erlernete. (c) Die Könige und Fürsten müssen ihr ganzes Gemüth zu GOtt wenden, als zu dem Schöpfer und Beherrscher aller Dinge, sonst können sie ohne Fehltritte nicht fortwandeln.

Von

(c) Im 1. B. der Kön. 10. Hauptst.

Von allen israelitischen Königen lesen wir im Ecclesiasticus, daß sie sich wider GOtt versündiget haben. David, Ezechias und Josias werden ausgenommen; denn diese waren von GOtt erleuchtete Geistmänner. Wollen also die Herrscher ihre Fehler abtilgen, so haben sie sich der Mildthätigkeit gegen die Bedürftigen zu bedienen. GOtt befahl dieses dem heydnischen König von Babel, Nabuchodonosor, jenem Beherrscher vom ganzen Morgenlande. (d) **Kaufe dich von deinen Sünden durch das Almosen los: und verändere deine bösen Thaten in das Erbärmniß gegen die Armen.** Was die Münze im Handel und Wandel ist, dieses ist, so zu sagen, das Almosen im sittlichen Verstande. Das Almosen, welches die Fürsten den Armen mittheilen, wird ihnen vor GOtt gleichsam zum Bürgen für die Abzahlung ihrer Sünden. Die Münze ist ein sicheres Maß im Handel und Wandel für das körperliche Leben, und das Almosen für das geistliche der Seele. Das Almosen des Mannes

(d) Daniel im 4. Hauptst. 24. v.

ist wie ein Sack, (wir lesen: wie ein Siegel) den er bey sich trägt, und es wird dem Menschen die Gnade wie einen Augapfel bewahren. (e)

Aus besagten Gründen läßt sich nun die Folge ziehen, daß jeder Herrscher bedacht seyn soll, in seinem Gebiethe eine königliche oder allgemeine Schatzkammer zu errichten, um der Noth der Armen hieraus zu steuern. Die Könige, Fürsten, und auch bemittelte Bürger unter Christen und Heyden, haben immerzu in allen Ländern, Städten und Herrschaften zu dieser Beyhülfe Spitäler angelegt. Die Heyden nannten dergleichen Häuser Gasthöfe des Jupiters. (f) Man könnte diese Benennung von dem Planeten Jupiter hergeleitet haben; denn diesem schreiben die Sternkündiger den Einfluß der Fruchtbarkeit, als ein Sinnbild der Mildherzigkeit, zu. Aristoteles ermahnte Alexandern in seinen Briefen, gegen die Armen gut-thätig

(e) Im Ecclesiastic. 17. Hauptst. 18. v.

(f) Im 2. B. der Machab. 6. Hauptst.

thätig zu seyn, wenn er sich für seine Beherrschung Glück und Segen wünschte.

Sechszehntes Hauptstück.

Ein Fürst ist aus dreyen Hauptgründen höchstens verbunden, in dem Gottesdienste eifrig und emsig zu seyn.

Zum Beschlusse wollen wir noch von dem jeglichem Könige und Fürsten nothwendigen Eifer und Sorge für den Gottesdienst handeln. Wir wollen das Ende zu sprechen alle zusammen hören, schreibet Salomon, jener große König, im Ecclesiastes (a), fürchte GOtt, und beobachte seine Gebothe; denn dieses ist ein jeglicher Mensch: oder dieses ist die Pflicht eines jeglichen Menschen. Freylich ist der Gottesdienst, und die durch Beobachtung der Gebothe zu bezeigende Ehrfurcht das nothwendige Ziel eines jeglichen, aber eines Königs aus noch mehreren Gründen. Wir

(a) Im 12. Hauptst. 13. v.

wollen drey hievon erläutern: diese nämlich, daß er als ein Mensch, als ein Herr, und als ein König für den Gottesdienst zu eifern gehalten sey.

Der Mensch ist von GOtt mit einer vorzüglichen Gütigkeit erschaffen worden. Bey der Schöpfung anderer Dinge sprach GOtt platthin: es werde. Als die Reihe an den Menschen kam, beliebte ihm zu sagen: **Lasset uns den Menschen nach unserem Ebenbilde und Gleichnisse machen.** (b) Der Apostel brachte in Rücksicht auf die Stelle in den Apostelgeschichten, die Worte des Dichters Aratus an: **Wir sind GOttes Geschlecht.** (c) Aus diesem Grunde nun sind wir GOtt alle insgemein jene Verehrung schuldig, welche uns das erste Geboth der ersten Tafel einpräget. Hör Israel, sprach Moyses zu seinem Volke, **der HErr dein GOtt ist ein einziger GOtt.** Er wollte sagen: dieser ist der einzige, dem wir als unserm Schöpfer, wegen unserer Schöpfung, Ehre

(b) Im Buche der Schöpf. 1. Hauptst. 26. v.
(c) Im 17. Hauptst. 28. v.

Ehre und Anbethung schuldig sind; denn alsogleich füget er hinzu: Du wirst den HErrn deinen GOtt aus deinem ganzen Herzen, in deiner ganzen Seele, und in deiner ganzen Stärke lieben. (d) Woraus wir ersehen, daß wir GOtt alles widmen müssen, was wir sind. Aus eben diesem Grunde schreibet sich das Gesetz vom Zehende, als ein Bekenntnißzeichen unserer Verbundenheit gegen GOtt her, den ein jeglicher nicht eben nach Ausweisung der Zahl, sondern vom jeden Stücke nach Möglichkeit zu entrichten gehalten ist.

Dieses erste Geboth der ersten Tafel, nämlich den einzigen GOtt emsigst zu verehren, betrift einen Fürsten auch in so weit, wie er nur für eine sonderheitliche oder einzelne Person betrachtet wird, gemeßner als andere. Der Weltweise zeiget ihm in seinen Schriften von der Redekunst die Ursache hierum; diese nämlich: weil er seines Geschlechtes wegen, wovon er seine Herkunft und seinen Adel herzieht, was

(d) Im B. des wiederholten Gesetz. 6. Hauptst. 4. v.

mehrers von der Adelichkeit oder Vortrefflichkeit der menschlichen Natur besitzet. Der Kaiser Augustus Octavianus mißbilligte für seine Person den dortmals thöricht üblichen Gebrauch, die Menschen wie Götter zu verehren. Man durfte ihm nicht göttliche Ehren anthun, obwohl ihm das römische Volk seiner Schönheit und Gemüthsgaben wegen solche erweisen wollte. Es gefiel ihm vielmehr bey der Tyburtinischen Sybille seinen Schöpfer zu erfragen. Er hat ihn gefunden, angebethet, und alsogleich durch einen öffentlichen Verruf befohlen, daß ihn künftighin keiner mehr aus dem ganzen Volke einen Gott oder einen Herrn nennen sollte.

Das Vorrecht eines Herrn erfodert von dem Könige wiederum eine besondere Ehrerbiethigkeit gegen GOtt. Alle Verwaltung oder Herrschaft kömmt von GOtt her. (e) Der König wird hiedurch GOttes Statthalter, und alle seine Macht hanget eben so unumgänglich von diesem ab, wie die Gewalt eines fürstlichen Beamten von dem Fürsten.

Die

(e) An die Römer 13. Hauptst.

Die nothwendige Ehrerbiethigkeit gegen den Oberherrn fließet also aus dieser Abhängigkeit um so gewisser, wie weniger die Amtsverweser eine Herrschaft hätten, wenn sie solche nicht von dem Oberherrn erhielten. In der Erscheinung Johanns des heiligen Apostels wird die Dienerschaft der himmlischen Geister theils durch die Alten, als gleichsam zur Wirkung fähigere: theils wegen dem starken Triebe der göttlichen Erleuchtung durch Thiere, welche mehrer angetrieben werden, als antreiben, geschildert. Und wie oft von dieser Dienerschaft die Rede ist, wird allezeit beygefüget: Sie sind auf ihre Angesichter niedergefallen, und haben GOtt angebethet, zum Zeichen der GOtt schuldigen Ehrerbiethigkeit, und des ihm allein eigenen Dienstes. Der morgenländische Fürst Nabuchodonosor ist entgegen, wie ihm seine Einbildungskraft beredete, in ein wildes Thier verwandelt worden, weil er nicht erkennen wollte, daß er seine Herrschaft von GOtt her hätte. Sieben Zeiten werden über dich verändert werden, bis du wissen wirst, daß der

Höch-

Höchste im Reiche der Menschen herrsche, und das Reich gebe, wem er will. (f) Alexander war hierinnfalls klüger, er eilte im vollen Zorne fort, das ganze Judenland zu verwüsten. Als er sich gegen Jerusalem näherte, kam ihm der Hohepriester neben der Dienerschaft des Tempels entgegen. Man ermahnte ihn hierüber, und er stieg alsogleich vom Pferde, verehrte denselben anstatt GOttes, gieng in den Tempel, beschenkte solchen reichlichst, und gab dem ganzen Volke, aus Ehrfurcht gegen GOtt, die Freyheit.

Endlich machet die Königswürde die dritte Grundursache aus, wegen welcher sich die Könige, GOtt zu dienen, emsigst beeifern müssen. Als Könige werden sie mit dem geheiligten Oele gesalbet. Dieß geschah schon bey den israelitischen Königen durch die Hände der Propheten. Man nennte sie sodann wegen der ihnen zur Vereinigung mit GOtt nothwendigen Vortrefflichkeit der Tugend und Gnade: Gesalbte des HErrn. Und diese Salbung brachte ihnen auch

(f) Daniel im 4. Hauptst. 22. v.

auch besondere Ehrbezeigung und Verherrlichung zuwegen. David schlug zum Zeichen der Reue an seine Brust, als er von dem Kriegsrocke des Königs Saul etwas weggeschnitten hatte. (g) Und da er den Tod des Sauls und des Jonathas bitterlich beweinet, klaget er sehr hart wider die Unehrerbiethigkeit der Allophyler, daß sie den Saul umgebracht haben, als ob er kein Gesalbter des HErrn gewesen wäre. (h)

Wir können auch aus den französischen Geschichten einen Beweisgrund dieser Heiligkeit herholen. In dem Leben des heiligen Remigius lesen wir, daß Clodovaus, der erste französische König, mit einem Oele, welches eine Taube von oben herab gebracht hat, gesalbet worden sey. Alle nachkommende Könige erhalten die Salbung durch eben dieses Oel, und hat man schon öfters bemerket, welche verschiedene Zeichen, Wunderdinge und Heilungen sie in Kraft dieser ihrer Salbung bewirket haben. Wenn wir aber den heiligen Augustin in seinen Büchern

(g) Im 1. B. der Könige.
(h) Am Ende des 2ten Buches der Könige.

chern von der Stadt GOttes bemerken, bedeutet die besagte Salbung den wahren König und Priester vor, nämlich gemäß jenen Worten Daniels: (i) *Wenn der Heilige der Heiligen wird gekommen seyn, wird eure Salbung aufhören.* Weil also die Könige, gemäß ihrer Salbung, das Vorbild des Königs der Könige, und des HErrn der Herrschenden, (k) welcher Christus unser HErr ist, vorstellen, sind sie hiedurch auch verbunden demselben, als worinn der wahre und vollkommene Gottesdienst eingeschlossen ist, nachzuahmen, damit sich zwischen dem Vor- und Urbilde, zwischen dem Schatten und Körper eine hinlängliche Gleichförmigkeit finde.

Auch der heydnische König Romulus, der erste in seiner Stadt Rom, erkannte diese jedem Herrn, und besonders einem Könige nothwendige Ehrerbiethigkeit und Dienstfertigkeit gegen dem göttlichen Wesen. Im Anfange seiner Herrschaft erbauete und begnädigte er sonder-heitlich

(i) Im 11. Hauptst.
(k) In der Erscheinung Johannis 19. Hauptst.

heitlich ein Schutzort oder den Friedenstempel: und aus Ehrfurcht gegen dieser obwohl falschen Heiligkeit war jeder Schuldige, welcher sich dorthin flüchtete, frey, wessen Stand er immer war. Seine Nachkömmlinge waren wechselweis jetzt andächtig, jetzt lau im Gottesdienste. Und man kann ihr Glück und Unglück bey Valerius Maximus im Anfange seines Buches nachlesen.

Es würde überflüßig scheinen, von den Rechtglaubigen des alten und neuen Gesetzes etwas nachzutragen. Kürzlich kann man dieses sagen, daß diejenigen, welche im Gottesdienste eifrig waren, ein glückliches: die Lauen aber ein unglückliches Ende genommen haben. Sonst belehren uns die Geschichte insgemein, daß sich von Anbeginn her in jeder Monarchie, oder jenen immer abwechselnden Beherrschungen, drey Stücke ordnungsweis und unveränderlich miteinander begleitet haben: der Gottesdienst, die Schulwissenschaft und die weltliche Macht. Diese drey Stücke folgen ordentlich auf einander. Salomon hat sie durch seine Verdienste zusammen

men erhalten. Er gieng aus Ehrerbiethigkeit gegen GOtt nach Hebron, den Ort des Gebethes. Dort überkam er als aufgestellter König die Weisheit: und beede zusammen brachten ihm sodann in der Königswürde die Vortrefflichkeit über alle Könige seiner Zeiten zuwegen. Allein er fiel von dem wahren Gottesdienste wieder ab, und seine Herrschaft bekam also auch ein ungesegnetes Ende. (l)

Und dieses ist nun alles, was wir von jenen Hauptstücken, welche in einer jeden, besonders aber in einer königlichen Beherrschung nothwendig sind, gesagt haben wollen.

Zur größern Ehre GOttes.

(l) Im 3. B. der Könige.

Verbesserungen.

Seite 20.	Zeile 15.	was	lies	daß
- - 93.	- 6.	sey	lies	seyn
- - 135.	- 7.	errauche	lies	verrauche,
- - 166.	- 7.	besorgten	lies	besorgen

men erhalten. Er gieng aus Ehrerbiethigkeit gegen GOtt nach Hebron, den Ort des Gebethes. Dort überkam er als aufgestellter König die Weisheit: und beede zusammen brachten ihm sodann in der Königswürde die Vortrefflichkeit über alle Könige seiner Zeiten zuwegen. Allein er fiel von dem wahren Gottesdienste wieder ab, und seine Herrschaft bekam also auch ein ungesegnetes Ende. (l)

Und dieses ist nun alles, was wir von jenen Hauptstücken, welche in einer jeden, besonders aber in einer königlichen Beherrschung nothwendig sind, gesagt haben wollen.

Zur größern Ehre GOttes.

(l) Im 3. B. der Könige.

Verbesserungen.

Seite 20.	Zeile 15.	was	lies daß
- - 93.	- 6.	sey	lies seyn
- - 135.	- 7.	errauche	lies verrauche,
- - 166.	- 7.	besorgten	lies besorgen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thomas

Des Heiligen Thomas von Aquin wahre Staatskunst, oder zwey Bücher von der Herrschaft der Fürsten an den König von Cypern ; aus dem Lateinischen ü bersetzt

Augsburg 1772

P.lat. 1925 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10744159-6
VD18 14738325-001